Den Westen des ostbairischen Kreises, der durch die bayrische Landesgrenze abgetrennt wird, und ebenso den ihn vom Westsüdbairischen trennenden Gürtel kennzeichnen inselhafte Vorkommen von seltenen Wörtern und Formenresten, von eigenwüchsigen Umbildungen und Ersatzworten. Dort erscheint das „Nachgejaide" als landschaftliche Entsprechung für Wodans Heer, hier finden wir „Wagense" für Pflugschar, „Kikki" für Sauerteig (mhd. quicken = lebendig machen). Hier ist die Wiege der bairischen l-Vokalisierung zu i, die im ganzen deutschen Sprachgebiet keine Entsprechung hat (Mehl wird „Möi", Maul wird „Mai" und ähnliches mehr). Es ist hier nicht möglich, mehr Einzelheiten zu bringen, sie gehen in die Tausende und können nicht aus ihren Zusammenhängen gerissen werden.

Durch ein paar beigefügte Skizzen möchte ich, ohne den Leser mit rein sprachkundlichen Einzelheiten belasten zu wollen, vor allem ein Bild von der Buntheit und vom organischen Aufbau der Grenzbündel geben. Diese Grenzbündel sind der räumliche Niederschlag der sogenannten Sprachgesetze und der eindrucksvollste Beweis für die Wirksamkeit der Mundart als Spiegel des Aufbaus von Volkstum und Volkskultur.

Auf Skizze 1 ersieht man das Grenzbündel von fünfzehn dem ch-Schwund unterworfenen Wörtern, von denen eines „Floh" (------) als Kennwort gewählt wurde. Auf Skizze 2 biete ich einen Teil vom Aufbau der reichgegliederten Westgrenze des Bairischen am Lech. Man beachte, wie sich am Unterlauf des Lech die Grenzlinien zu einem Strang vereinigen und wie sich am Ammersee und Würmsee als an verkehrsbehinderten Stellen Grenzknoten ausbilden.

Eine Wissenschaft der bairischen Dialektforschung gibt es erst seit rund hundert Jahren, seitdem Johann Andreas Schmeller seine „Mundarten Bayerns" herausgab und bald darauf sein gewaltiges Lebenswerk „Das Bayrische Wörterbuch" vollendete, wozu er fast den gesamten Stoff selbst zusammentrug. Erst 1912 empfand man das Bedürfnis, das Schmellersche Werk auf neuer, erweiterter Grundlage auszubauen, und deshalb gründete damals die Bayrische Akademie der Wissenschaften zusammen mit der Wiener Akademie die „Bayrisch-Österreichische Wörterbuchkommission", die in der Zeit ihres Bestehens nunmehr riesige Mengen von Sammlerzetteln angehäuft hat, die zu einem neuen Bairischen Wörterbuch vereinigt werden sollen.

Erklärung

Nach einer eingehenden Aussprache mit dem hierzu vom Reichsführer-SS beauftragten Präsidenten des „Ahnenerbes", SS-Sturmbannführer Prof. Dr. Walther Wüst, ist mir klar geworden, daß die Auswirkungen meines in Heft 6, 7, 8, 9 der „Nordischen Stimmen" geführten Streites mit der Zeitschrift „Germanien", deren enge Verbundenheit mit der Schutzstaffel ihrerseits mir nicht genügend bewußt war, in der Öffentlichkeit einen falschen Eindruck über meine Einstellung hervorrufen mußten. Es hat mir völlig fern gelegen, einen derartigen Eindruck zu erzielen, insbesondere etwa gar die Schutzstaffel oder den Reichsführer-SS beleidigend anzugreifen und die Arbeit des „Ahnenerbes" herabzusetzen. Sollten meine Äußerungen dennoch in diesem Sinne von dem einen oder anderen empfunden werden, so erkläre ich das als Mißverständnis und bedauere, dazu Veranlassung gegeben zu haben.

In Erkenntnis dieses Sachverhaltes bin ich heute von der Schriftleitung der „Nordischen Stimmen" zurückgetreten.

Ich bin damit einverstanden, daß diese Erklärung gleichzeitig im nächsten Heft der beiden Zeitschriften „Germanien" und „Nordische Stimmen" veröffentlicht wird.

Berlin, den 1. 4. 1938 (gez.) Bernhard Kummer.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Mai Heft 5

Maibaum, Dorflinde, Weihnachtsbaum

Von Friedrich Mößinger

Wenn heute allüberall in deutschen Landen am Tag der Arbeit die Maibäume hochaufgerichtet stehen, geschmückt mit Grün und Blumen, mit flatternden Bändern und mit den Zeichen des Dritten Reiches, dann sehen wir freudig bewegt in ihnen Sinnbilder der schönen Jahreszeit und damit des Glückes und des Segens. Viele aber ahnen, daß über dieses allgemeine Gefühl hinaus im Maibaum ein tieferer Sinn steckt, der als Erbgut unserer Ahnen in uns irgendwie auch heute noch lebendig werden kann. Zur Erkenntnis dieses alten Sinnes müssen wir freilich etwas mühsam in die Vergangenheit hinabsteigen.

Zu dem auch heute noch selbstverständlichen Schmuck des Maibaums gehört der waagerecht hängende Kranz, zumeist unter den wenigen Ästen eines Fichten- oder Tannenwipfels befestigt. In abgelegenen Gegenden und in älterer Zeit fehlen manchmal die herabflatternden Bänder, und es hängen mehrere Kränze verschiedener Größe übereinander. Dabei ist die Dreizahl dieser Kränze die Regel. Wenn wir nun von dem Fahnenschmuck und den sonstigen Verzierungen absehen, dann bleibt für Bayern wie für Tirol und England der gleiche Eindruck, der sich dort, wo dieser Schmuck nur dürftig ist, deutlich verdichtet zur Darstellung eines oben spitzen, unten breiter werdenden Baumes (Abb. 1). Ein solcher Baum könnte der schon 1224 von Cäsarius von Heisterbach genannte Aachener Maibaum gewesen sein, denn auch er ist mit Kränzen und Bändern geziert. Eigentümlich ähnlich sind diesen Maibäumen oberbadische Osterpalmen (Abb. 3). Auch hier finden wir hier und da drei nach oben kleiner werdende Kränze, bisweilen ohne die sonst üblichen Bänder; häufiger allerdings ist nur ein einziger Kranz. Nicht anders war das Amorbacher „Faschel-Rädle", das früher an Fasnacht von den Burschen herumgetragen wurde. Drei waagerecht übereinander angebrachte Rädchen in verschiedener Größe waren geschmückt mit bunten Bändern und Tüchern und mit allerlei Äpfeln und Guts, Würsten und Brezeln, Flachs und Tabak (Deutsche Gaue 1913, 115). Wenn nun heute bei unseren Maibäumen ein Kranz die Regel ist, so findet dies seine

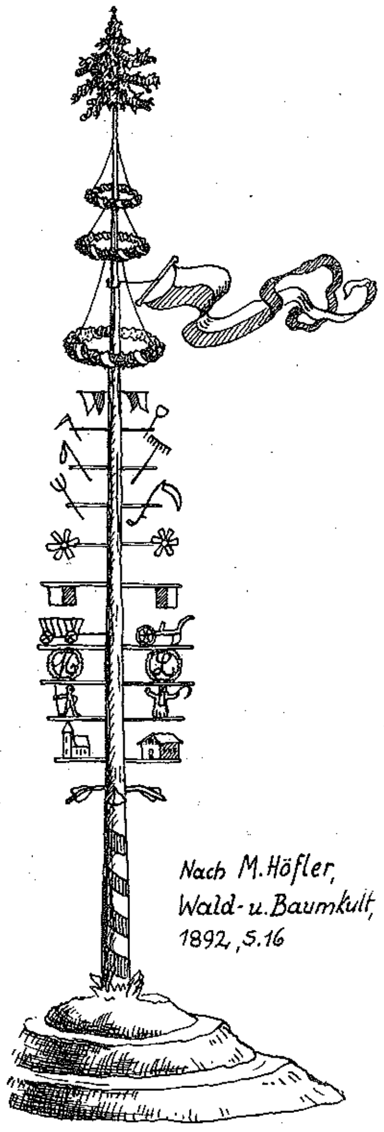


Abb. 1

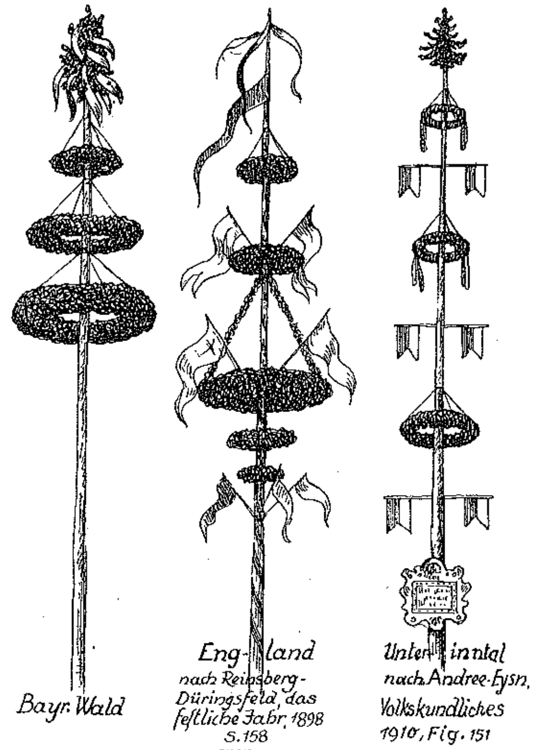


Abb. 2

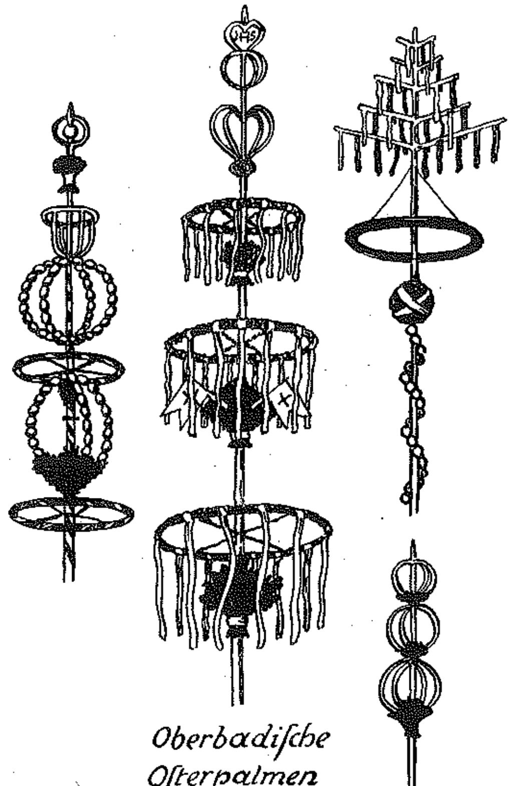


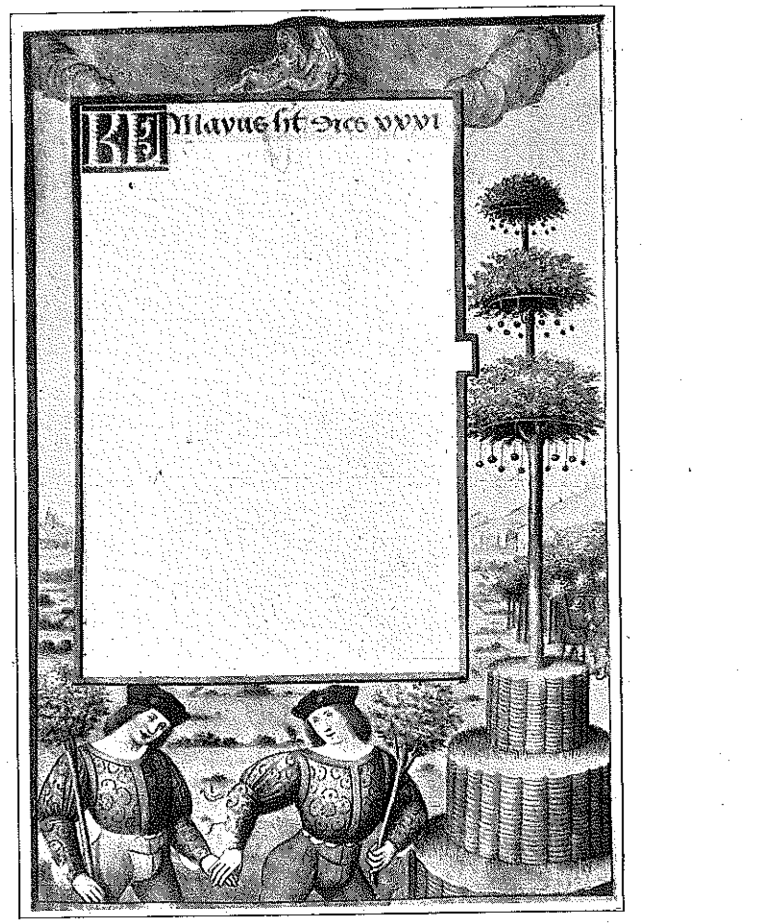
Abb. 3

Abb. 1. Bayrischer Maibaum

Abb. 2. Maibäume

Abb. 3. Osterpalmen
Nach einer Aufnahme vom „Ahnenerbe e. V."

Abb. 4. Maibaum des 15. Jahrhunderts. Nordfranzösisch (flämisch?) Nach Anna de Bretagne, Le livre d'heures de la reine, Paris 1841, Tab. 17
Aufnahme des „Ahnenerbe e. V."



sinnvolle Deutung als vereinfachte Restform der früheren drei Kränze — man braucht weder an ein Rad noch an einen Lichterreif zu denken.

Diese Dreiheit übereinanderliegender Kränze erscheint in eigenartiger Schönheit bei einem Maibaum, der in einem nordfranzösischen Gebetbuch des 15. Jahrhunderts abgebildet ist (Abb. 4). Es scheint ein natürlicher Baum zu sein, dessen Äste so gestutzt sind, daß sie sich wie drei nach oben kleiner werdende Kränze um den Stamm legen. Stützende Reifen sind unten an den Kränzen befestigt; an ihnen hängen an langen Schnüren kleine rote Äpfel oder Eier (?). Der Baum steht auf einer Stufenpyramide mit drei Absätzen. Das Erdreich wird durch Flechtwerk festgehalten. Genau so erhebt sich auch der bayrische Maibaum, den Max Höfler abbildet, auf einem „Maihäuschen" mit drei Stufen (Abb. 1). Ein Vergleich beider Bilder lehrt, wie unverändert im letzten Grunde diese seltsame Form geblieben ist, obwohl mindestens vier Jahrhunderte dazwischen liegen.

Es erscheint nun fast unglaublich und übertrifft die kühnsten Erwartungen, daß sich solche dreistufig geschnittene Bäume bis heute in voller Wirklichkeit erhalten haben. Der schönste steht in Breitenbrunn im Odenwald. Es ist eine Linde, die als Hubgerichtslinde bezeichnet wird. Der Baum ist heute, besonders im Wipfel, ausgewachsen, weil seit Jahrzehnten niemand mehr hinaufsteigt, ihn zu schneiden (Abb. 5/6). Eine Aufnahme aus der Zeit um 1900 (Abb. 7) zeigt ihn in besserer Form, am straffsten aber ist die Dreistufigkeit auf dem Gemeindesiegel, das wohl aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammt (Abb. 8). Derartige Linden müssen früher recht bekannt gewesen sein, denn auf einem Lindenfelser Zunftschild vom Jahre 1761 (Abb. 9) ist eine solche zu sehen, ohne Zweifel als Wappen des Städtchens gedacht. Heute ist die Linde im Wappen dieses Odenwälder Kurorts freilich nur ein einfacher Kugelbaum. Ähnlich gestutzte Bäume, mehrstufig allerdings wachsen noch in Münzenberg in der Wetterau (Abb. 10) und in Ober- und Untertheres am Main (Abb. 11, 12). Gerade an letzterem Orte ist augenfällig, daß hier einer Linde durch künstliches Zurechtschneiden die Form eines Nadelbaumes gegeben werden soll. Dazu müssen wir bedenken, daß im Norden im eisigen Winter vor allem die Tanne oder Fichte als immergrüne Pflanze zum Sinnbild des nie ersterbenden, immer neu

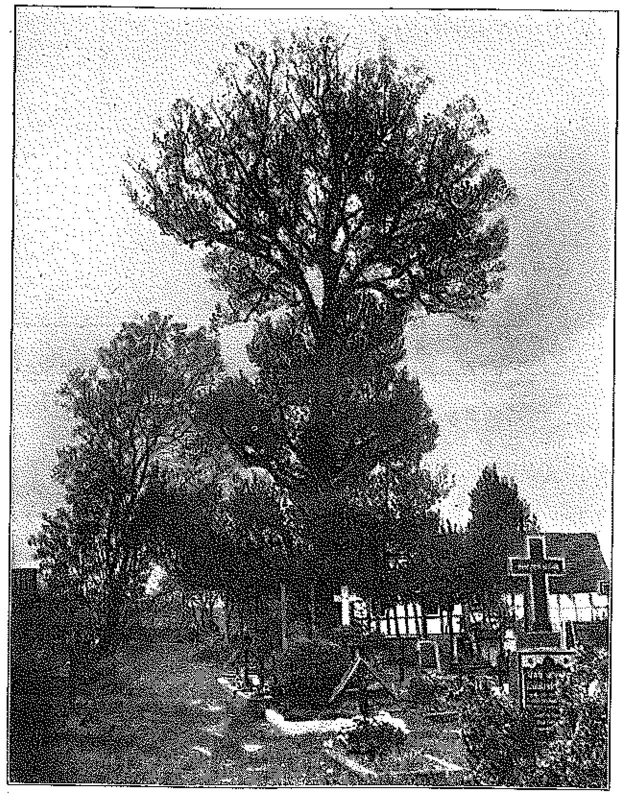


Abb. 5. Hubgerichtslinde von Breitenbrunn (Odw.) Zustand um 1930
Aufn.: Liebrich

aufwachenden Lebens werden konnte, wie denn auch die schwedischen Felszeichnungen nur eingeritzte Tannen- und keine Laubbäume im Zusammenhang mit Kultbräuchen zeigen. Wie sehr gerade junge Tännchen die eigentümlich stufige und pyramidenartige Form in ihrem natürlichen Wachstum bieten, zeigt ein Bild eines Kärntner Weihnachtsbäumchens auf der Gattersäule (Abb. 13).

An ähnliche Dorflinden scheint auch das Volkslied eine Erinnerung bewahrt zu haben, wenn es in manchen Fassungen des bekannten Liedes klingt:

Es sah eine Linde ins tiefe Tal,
war unten breit und oben schmal.

Daß auch die Volkskunst solche Stufenbäume bietet, ist nicht verwunderlich. Wir finden sie auf Krügen und Tellern, besonders einprägsam auf oberösterreichischen Bauernmöbeln (Abb. 15), wo sie ohne Zweifel der Wirklichkeit solcher Linden nachgemalt sind.

Es ist nun besonders wertvoll, daß wir solche Dorflinden auch für das 16. Jahrhundert nachweisen können. Auf Peter Bruegels Bild „Die tolle Grete" tanzen groteske Teufelchen auf einem solchen dreistufigen Baum (Abb. 14). Auf der „Kirmes von St. Georg" und dem danach gefertigten Stich von Peter van der Heyden steht eine dreistufig gestutzte Linde auf einem einstufigen Unterbau. Auch auf ähnlichen Bildern aus dem Kreise Bruegels (Abb. 17) sind solche Linden zu sehen, und überall ist vollkommen klar die innere Ver-

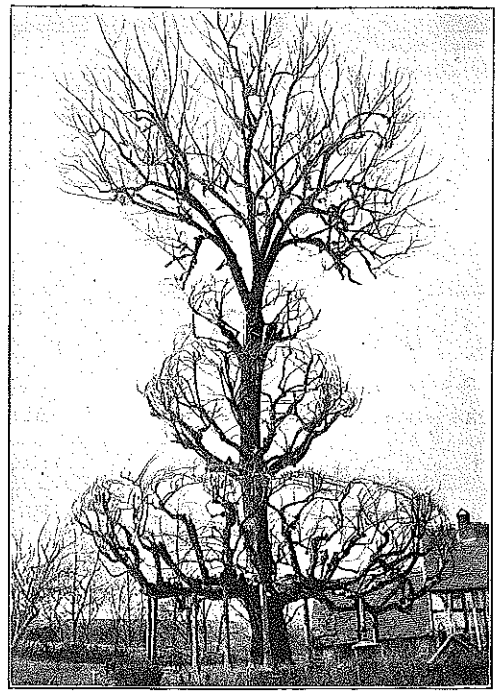


Abb 6. Breitenbrunn. Zustand um 1930
Aufn.: Olt

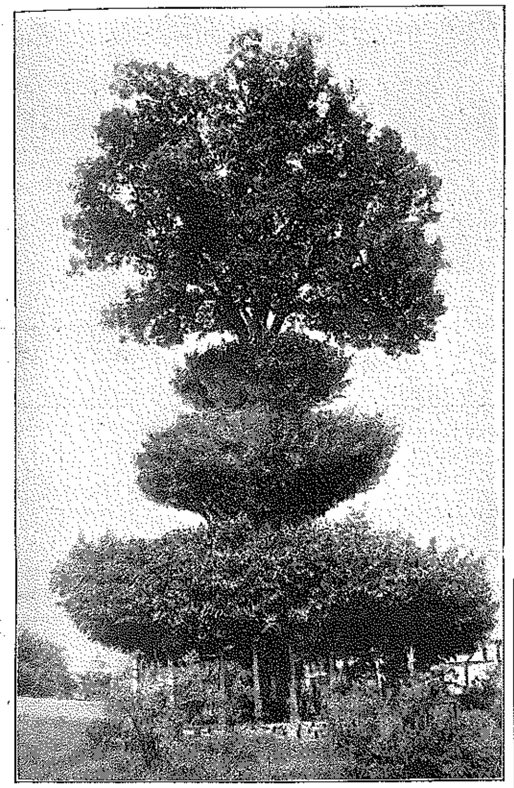


Abb. 7. Breitenbrunn.
Zustand um 1900
Aufn.: Holzhäuser



Abb. 8. Siegel von Breitenbrunn.
Anfang des 19. Jh.

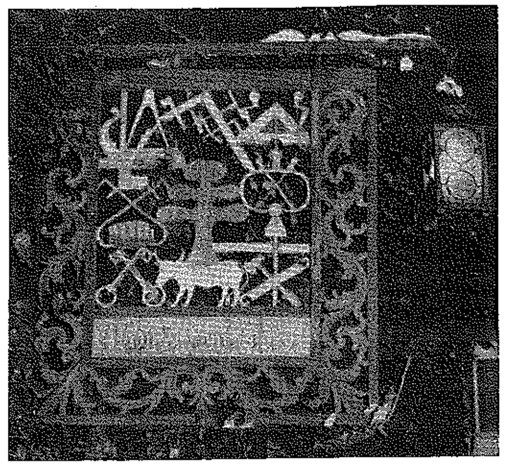


Abb. 9. Lindenfelser Zunftschild von 1761

bindung mit dem Maibaum, wie ihn das nordfranzösische Bild zeigt. Beide sind in ihrer Art dasselbe, sie sind so gleich, daß man allein nach den Bildern nicht entscheiden kann, ob ein Maibaum oder eine Dorflinde gemeint ist. Von hier aus aber ist nun die tiefe Deutung möglich. Weder ist der Maibaum einfaches Sinnbild der Segensfülle des neuen Jahres, noch ist die Dorflinde Versammlungs-, Tanz- und Gerichtsbaum, sondern beide sind vom Ursprung her Ausdruck eines gleichen Glaubens und Kultes, sie sind der Lebensbaum schlechthin — und als solcher nicht Dorf-, sondern Weltenbaum.

Die drei Kränze aber sind die Welten, die dieser Baum in sich vereinigt. Dies ist besonders deutlich in einem Märchen (Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm, 2, S. 139), wo ein Hirtenknabe einen Wunderbaum erklettert; er gelangt zuerst in eine kupferne, dann in eine silberne, zuletzt in eine goldene Welt. Dieser dreistufige Weltenbaum ist auch in den Mythen der Welteſche Yggdrasil zu ahnen, wenn geschildert wird, daß sie die drei Reiche der Hel, der Riesen und Menschen und der Asen in sich vereinigt. Es ist sogar zu erwägen, ob nicht in dem Namen mjötvidr, den sie in der Voluspa trägt, die Erinnerung

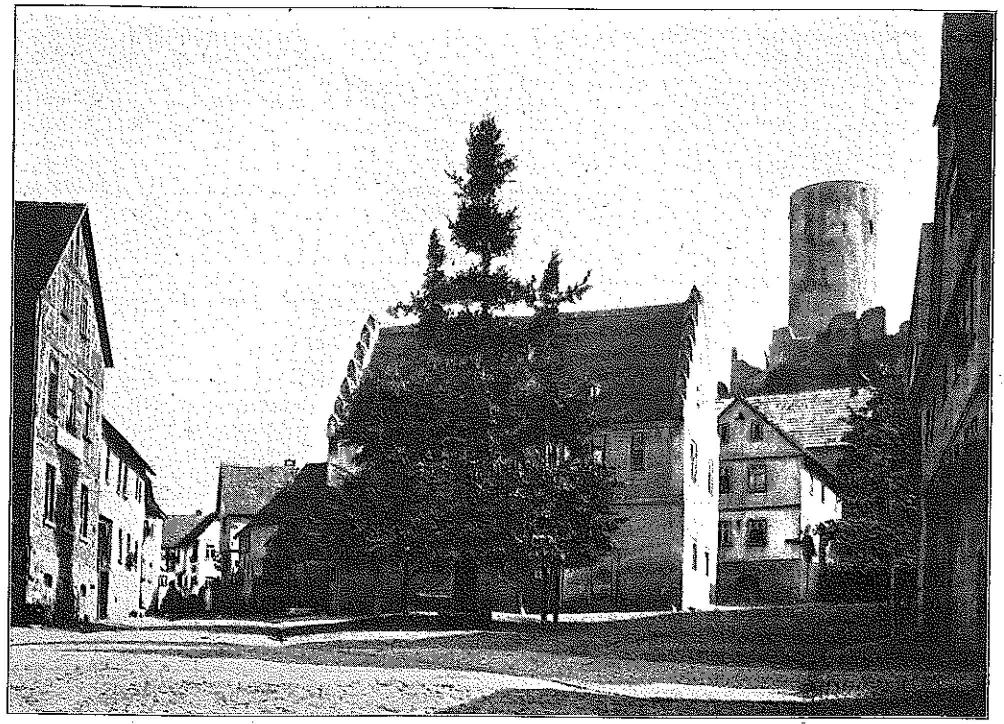


Abb. 10. Linde von Münzenberg in der Wetterau
Aufn.: Walbe

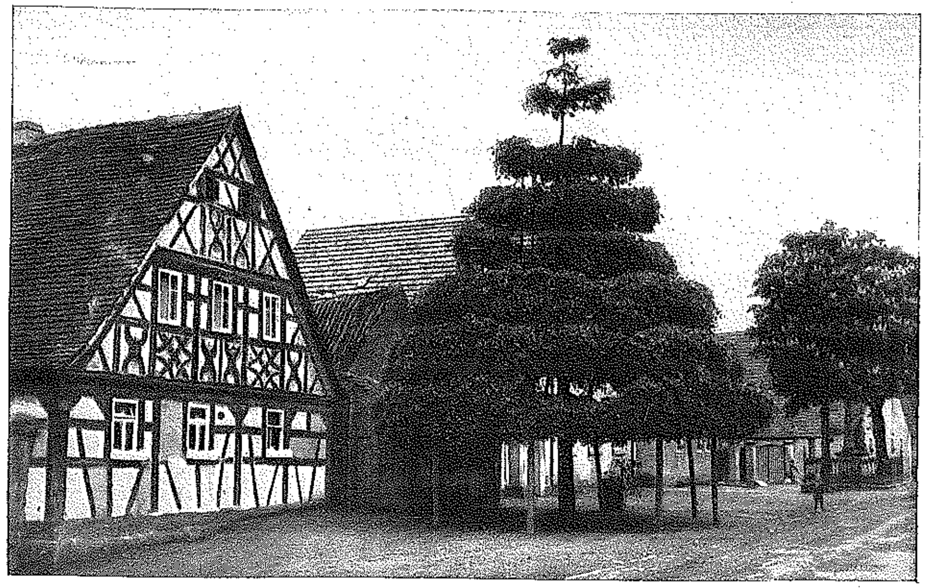


Abb. 11. Dorflinde von Untertheres am Main. Aus der „Umschau“ 1937, S. 257
Aufn.: Damm



Abb. 12. Dorflinde von Obertheres am Main
Aus der „Umschau“ 1937, S. 526
Aufn.: Damm

an einen solchen wirklichen, stufigen (geschnittenen?) Kultbaum lebt, wenn dieser Name „den nach rechtem Maße geschaffenen Baum“ bedeutet (Gering-Sijmons, Edda-Kommentar I, 5). Daß aus diesem Weltbaum die Gerichtslinde werden konnte, läßt sich ebenfalls aus einer Mythe von der Welteſche erklären. Danach befand sich der Richtplatz der Asen an ihrem Stamme, wohin sie täglich zu gemeinsamer Beratung kamen.

Von diesem Gedanken des Weltenbaumes beeinflußt ist ohne Zweifel der Ständebaum aus dem Glücksbuch des Hans Weiditz (Abb. 18). Wie in dem Märchen liegen ja hier übereinander in drei Stockwerken die Welt der einfachen Handwerker und Kaufleute, darüber die der Fürsten und Äbte und zuoberst die der Kaiser und des Papstes, während die Bauern noch außerhalb dieser Ordnung sich an den Wurzeln ducken und in der Spitze ausruhen. Wenn auch rein inhaltlich der Ausgangspunkt der Darstellung ein anderer ist, so liegen doch gedankliche Beziehungen vor, allein wenn wir zum Beispiel von einer „Welt“ der Handwerker reden, und die Dreistufigkeit des Weltenbaumes schimmert deutlich durch.

Nun deutet sich auch leicht der dreistufige Unterbau, auf dem der Maibaum steht. Es ist der Weltberg, auf dem der Weltenbaum nach indoarischer Sage ragt, unser Glasberg der Märchen, der Berg mit dem goldblättrigen, glitzernden Lebensbaum und dem Brunnen eines Lothringer Märchens (Angelika Merkelbach-Pinck, Lothringer erzählen [1936], 60), das in wundervoller Weise unsere Bräuche vom Maibaum nachempfindet, wenn es erzählt, wie zum Schluß die drei Brüder das goldene Bäumchen in die Stadt bringen. Man denke dabei auch an die Walburgen mit ihren drei Absätzen, an die dreistufigen Julleuchter und an den finnischen Sonnwendscheiterhaufen, der mitunter in Form einer dreistufigen Pyramide angelegt ist (Mitteilung des Herrn von Grönhagen, die ich O. Huth verdanke).

Wie nur der e i n e Kranz am Maibaum resthaft bleibt, so wird aus den drei Stufen später manchmal nur eine. Dies ist zu sehen auf den Bruegel-Bildern oder bei der Dorflinde in Diebold Schillings Luzerner Chronik 1513 (Spamer, Die deutsche Volkskunde, II, S. 191), wo Flechtwerk wie auf dem nordfranzösischen Bilde die Erde um den Baum festhält. Zu beachten ist, daß es sich hier zweifellos um eine gewachsene, noch lebendige Linde handelt, bei der allerdings eine Dreistufigkeit nicht zu sehen ist. Nun ist gleichermaßen in einer verständlichen Vereinfachung an vielen unserer Dorf- und Gerichtslinden

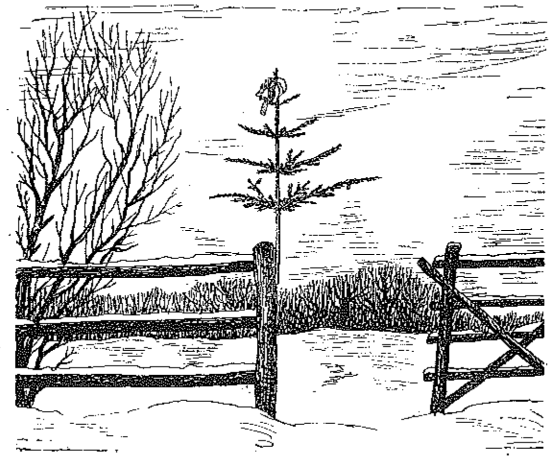


Abb. 13

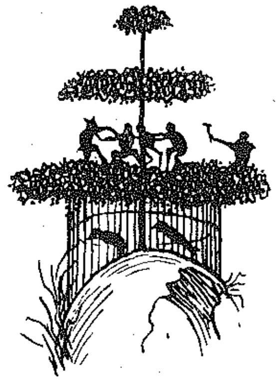


Abb. 14

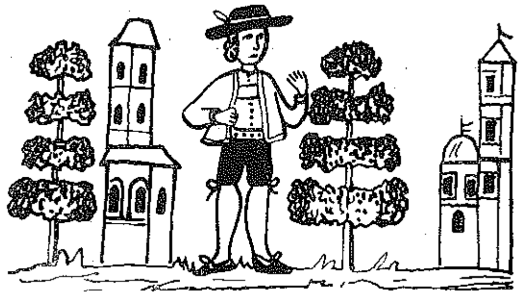


Abb. 15

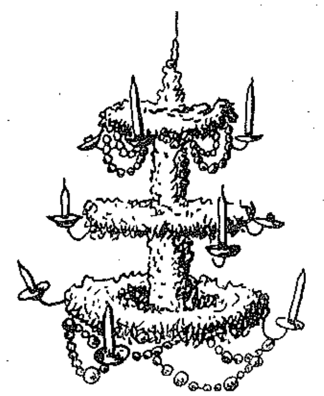


Abb. 16

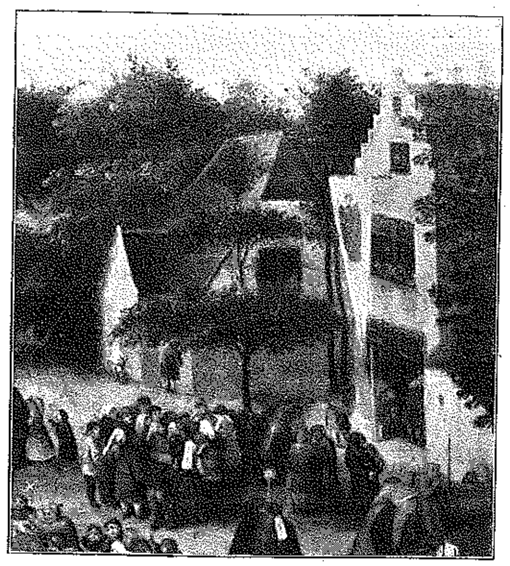


Abb. 17

Abb. 13. Kärntner Weihnachtsbäumchen
Nach Georg Graber, Volksleben in Kärnten, 1934 S. 169

Abb. 14. Baum aus dem Bild von P. Bruegel, „Die tolle Gret'" (1564)

Abb. 15. Österreichische Bauernmalerei
Nach Bossert, Volkskunst in Europa, 1926, Tafel 35

Abb. 16. Adventskrone aus Thüringen
Nach Beitl, Deutsche Volkskunde, S. 341

Abb. 17. Dreistufiger Dorfbaum aus einem Kirmesbild des P. Bruegel. Nach dem Original in französischem Privatbesitz



Abb. 18. Ständebaum aus dem „Glücksbuch" von Hans Weiditz
Aus Wilhelm Fraenger, Altdeutsches Bilderbuch

nur noch der unterste Astkranz übriggeblieben. Man hat im Ernst noch nie eine Deutung dieser eigentümlichen, schon von Wolfram von Eschenbach genannten „geleiteten" Linden versucht, — um einen schattigen Versammlungsraum zu haben, brauchte man nicht in jahrzehntelanger Mühe die unteren Äste so zu ziehen, das hätte man einfacher haben können —, aber wenn man sie als vereinfachten Rest der Dreikranzlinde auffaßt, ist die Erklärung sicher und einleuchtend, und Dorf- und Gerichtslinde zeigen ihren alten Charakter als Kultbaum.

Bei der inneren Entsprechung von Weihnachtsbaum, Maibaum und Mittsommerstange (O. Huth, Der Lichterbaum, 1938, 32) nimmt es nun nicht wunder, daß dreistufige Bäume auch an Weihnachten vorkommen. Es sind vor allem die thüringischen Reifenbäume, deren drei nach oben kleiner werdende Kränze den alten Maibäumen und Dorf-

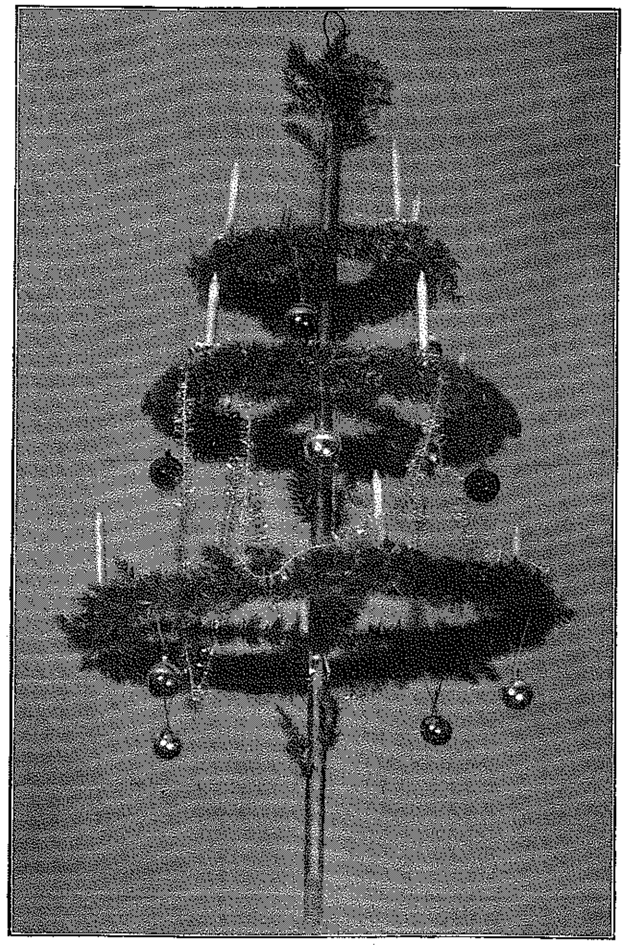
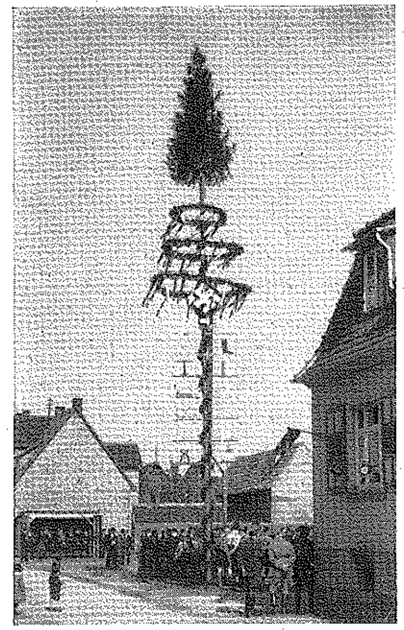


Abb. 19. Reifenbaum aus Thüringen
Aus „Germanien", Dez. 1937

linden schlagend ähnlich sind (Abb. 16, 19); dies geht sogar so weit, daß die herabhängenden Glaskugeln wie die Äpfel des flämischen Maibaumes anmuten. Ebenso eng verwandt sind die siebenbürgischen stehenden Kirchenleuchter. Aber auch sehr hohe, aufgerichtete Weihnachtsbäume, die also gänzlich den Maibäumen entsprechen, sind nachzuweisen. Im England des 16. Jahrhunderts errichtete man eine große bekränzte Stange an Weihnachten bei St. Pauls (E. A. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, 1929, 206), und im Jahre 1693 verbot Friedrich III. von Preußen, „daß einige Bäume mit Kränzen aufgerichtet werden, so sie Lose-Bäume nennen, um welche das junge Volk tanzet und viel Unfug treibet" (Moser, Tönende Volksaltertümer, 1935, 260 f.). Auch im Mölltal in Kärnten werden am Tor zwei sehr hohe, bis zum Wipfel entschälte und entästete Fichten als Weihnachtsbäume aufgestellt. Von Kränzen wird nichts berichtet, doch sind die Wipfel mit bunten Bändern geschmückt (Graber, Volksleben in Kärnten, 1934, 186). Man wird solche Bräuche nicht als vereinzelte Herübernahmen vom Maibrauch deuten können, wenn man die Reifenbäume hier richtig einreiht und wenn man außerdem die Pyramiden der Weihnachtszeit genauer beachtet. Sie verleugnen selbst heute, wo sie ungemein reich und in den Einzelheiten fast ohne Brauchtumsverbindungen verschwenderisch ausgestaltet werden, nicht ihre alte Dreistufigkeit. Betrachten wir aber einfachere Formen (Abb. 18), so ist diese noch überraschend deutlich, ja man spürt sogar, etwa bei der Pyramide aus Wollin (Huth, Der Lichterbaum, 1938, Abb. 9), den inneren Zusammenhang mit dem Reifenbaum und seinen grün bewickelten Kränzen. Nebenbei sei noch bemerkt, daß auch der bayrische Klausenbaum drei Stockwerke andeutet. So bleibt auch für die Pyramiden, die übrigens in Schweden bisweilen geradezu julträd (Julbaum) heißen, Ursprung und Sinn im dreistufigen Lebens- und Weltenbaum beschlossen.

Es ist der Versuch gemacht worden, den Reifenbaum aus der Lichterkrone herzuleiten, doch beweisen die hier vorgeführten Belege das hohe Alter jener Form. Es ist nicht zu erklären, wie aus dem e i n e n Kranz drei untereinanderhängende entstehen sollten, wohl aber leicht, wie von den dreien in vereinfachender Verarmung nur e i n Kranz übrig-

Abb. 20. Maibaum 1937 aus Einhausen bei Bensheim



bleibt. Dabei ist auch hier die große Einheit zwischen Maibaum, Dorflinde und Weihnachtsbaum augenfällig, insofern alle drei die gleiche heutige einfache Form als Rest einer gleichen, vollständigeren Urform ahnen lassen. Vor dieser großen, tiefen Einheit, die sich dem suchenden Blick enthüllt, bleiben alle seither soviel gebrauchten Worte unzulänglich. Baumseele und Fruchtbarkeitszauber, Vegetationsgeist und Dämonenabwehr verschleiern und verwischen nur das große Bild vom Leben weckenden, Leben spendenden und alles Leben in sich schließenden Weltenbaum auf dem Weltberg, das in Maibäumen, Dorflinden und Weihnachtsbäumen bis in unsere Gegenwart aus Urzeiten ragt.

(Ein Teil der Druckstöcke wurde vom Landschaftsbund Volkstum und Heimat, Darmstadt, freundlichst zur Verfügung gestellt.)

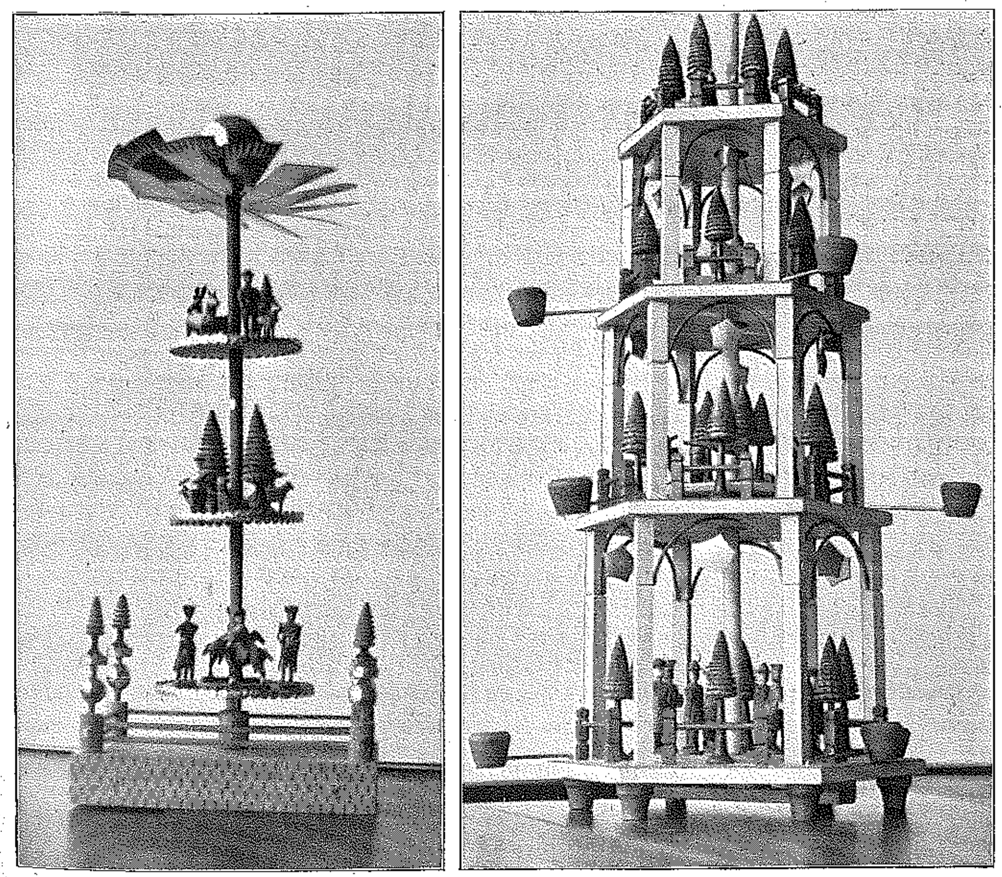


Abb. 21. Weihnachtspyramiden aus Schwarzenberg (Erzgebirge), Sammlungen Kraus. Um 1870
Aufn.: Ahnenerbe e. V.

Tänze der Germanen

Von Richard Wolfram, Wien

Seit Andreas Heusler das Wort von den untänzerischen Germanen geprägt hat, will der Widerstreit der Meinungen über Vorkommen und Art der germanischen Tänze nicht verstummen. Die Leugner germanischer Tänze berufen sich auf die Eigenart des nordischen Menschen, die dem Tänzerischen nicht zuneigen soll, und auf angeblichen Mangel an Tanznachrichten aus alter Zeit. Erst seit der Germane beim römischen Mimus und der römischen Kirche in die Schule gegangen sei, habe er in ausgedehnterem Maße zu tanzen begonnen. Die geschichtlichen Nachrichten zeigen genau das Gegenteil. Jahrhunderte hindurch führte die Kirche einen wütenden und im Grunde vergeblichen Kampf gegen die heidnischen Kulttänze auf germanischem Boden. Daß diese Tänze aber nicht bloß römisch-heidnische Einfuhr waren, wird aus den später beigebrachten Belegen deutlich werden.

Es sei willig zugegeben, daß der Germane ernst und schwerblütig ist, gemessen an vielen seiner Nachbarn. Improvisatorisch leichtbewegt und selbstverständlich formschön im Sinne westlicher Gestik ist der germanische Tanz wohl kaum je gewesen. An Geschmeidigkeit und Gewandtheit mangelt es ihm deshalb aber durchaus nicht. Selbst der grobschlächtigere fälische Menschenschlag vermag sich mit Lust und Kraft im Tanze zu schwingen, vom feingliedrigen nordischen Typus ganz zu schweigen. Sucht man noch ganz saga-zeitliche Verhältnisse, so braucht man nur nach dem norwegischen Saetesdal zu gehen. Noch im vorigen Jahrhundert bestanden dort Pferdekämpfe und wurden heidnische Götterbilder verehrt. Man sehe sich diese kräftigen Menschen nur einmal an, wie sie den „Gangar" tanzen, wie ihr ganzes Bauern- und Hirtendasein von Musik durchwebt ist. Anders sah der frühgeschichtliche Germane gewiß nicht aus.

Auch bei den Tanzzeugnissen aus alter Zeit können wir von einem Mangel eigentlich nicht sprechen. Musik und Tanz verklingen mit der Ausführung. Keine Ausgrabungen können ihr Vorhandensein vor der Schreibezeit feststellen, wenn nicht zufällig Musikinstrumente oder Abbildungen gefunden werden. Die Verhältnisse liegen hier also von vornherein ungünstig. Glücklicherweise gibt es aber eine Fülle von Tanzbildern unter den Felszeichnungen der Bronzezeit in Schweden und Norwegen, die wir mit Recht als religiöse Urkunden betrachten dürfen. Ich habe sie in meinem Schwerttanzbuch zusammengestellt[1], weshalb ich die betreffenden Stellen hier nicht alle zu wiederholen brauche. Ich verweise nur nochmals auf die Bilder des berühmten Kivik-Grabes in Schonen, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Totenkult in Zusammenhang stehen. Ferner die vielen springenden Gestalten, die Reihen von Männern, die einander an der Hand halten und wohl einen Kettentanz ausführen (in Andeutungen sogar schon auf der Stufe der sogenannten arktischen Felsmalereien vorhanden) u. a. m. Ich kann es mir nicht versagen, das schönste dieser Tanzbilder aus Lycke bei Tanum in Bohuslän nochmals wiederzugeben (Abb. 1). Die Bewegung der fünf Männer auf dem Schiffswagen oder Schlitten ist mit großem Schwung gezeichnet. Ob sie Keulen, Hörner oder Lanzen in den Händen halten, läßt sich nicht mit Sicherheit ausmachen. Im vergangenen Sommer fand ich bei erneuter Durchsicht der skandinavischen Archive weitere Belege, die bisher in diesem Zusammenhang noch nicht angeführt oder abgebildet wurden, weshalb ich sie hier nachtrage. In Äseliden, Sundby (Bohuslän), entdeckte man mehrere Gestalten in eigenartig stilisierter Haltung, die wohl kaum anders als tänzerisch zu deuten ist (Abb. 2). Der linke der beiden Tänzer des einen Bildes könnte ähnlich wie auf der Kivik-Zeichnung einen kleinen runden Gegenstand (Trommel?) in der Hand halten. Der Freundlichkeit Prof. O. Almgrens verdanke ich die Photographie einer Schiffszeichnung aus Trättlanda

[1] „Schwerttanz und Männerbund", Kassel 1936, S. 192 ff.

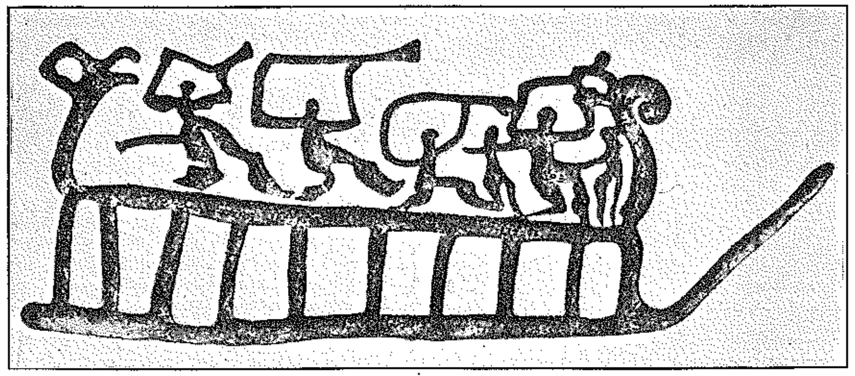


Abb. 1. Tanzende Männer auf einem Schiffsschlitten, Felszeichnung aus Lycke bei Tanum, Bohuslän, Schweden

(Bohuslän; Abb. 3). Besonders die Mittelgruppe zeigt unverkennbar tänzerische Haltung, wie sie übrigens ähnlich auch auf anderen Bildern vorkommt. Der beigelegte Meßstab zeigt, daß die Ausmaße dieser Felsenhämmerung ganz beträchtlich sind. Auch für die nachchristliche Zeit lassen uns die Tanzbilder nicht im Stich, ich erinnere an die Bronzeplatte aus Torslunda (Öland) oder die Goldhörner von Gallehus (Jütland, Abb. 4). Der eine Tänzer biegt den rechten Fuß stark nach rückwärts und scheint mit der Hand schuhplattlerartig gegen ihn schlagen zu wollen. Neben ihm steht ein zweiter, der in jeder Hand ein Kurzschwert hält, als ob er sie nach Art des heute noch in Jütland üblichen „Kaeppedans" hinter seinem Rücken zusammenschlagen wollte.

Mit Tacitus' Schwerttanzbeschreibung setzen die schriftlichen Zeugnisse im 1. Jahrhundert n. Chr. ein. Seine Bemerkung, daß dies das einzige Spiel der Germanen sei, braucht man nicht wörtlich zu nehmen. Darüber ist er wohl kaum genügend unterrichtet. R. Stumpfls grundlegendes Buch „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas" (Berlin 1936) läßt den ganzen Reichtum der Spiele und Tänze ahnen, die bei unseren Vorfahren bestanden haben müssen. Um 460 schildert dann der gallische Rhetor Apollinaris Sidonius den Hochzeitsbrauch der Franken in Nordgallien: „Am nahen Uferhang erscholl der barbarische Brautgesang und unter skythischen Tänzen vermählte sich dem blonden Gatten die gleichfarbige Braut." Die Bezeichnung skythisch darf nicht irreführen. Sie wird in der damaligen Zeit für alles Östliche, auch das Germanische gebraucht. Sehr wichtig ist es, daß die Vermählungszeremonie selbst offenbar in Tanzform vor sich ging, wie denn auch noch in viel späteren Jahrhunderten die jungen Leute unbeschadet der kirchlichen Trauung erst als richtig verheiratet galten, wenn die Braut dem Bräutigam im Tanze übergeben worden war. Auch die Sprachwissenschaft bestätigt uns dies. Die alten Namen für Hochzeit: altnordisch „brudhlaup", althochdeutsch „bruthlauft", schwedisch „bröllop" bedeuten Brautlauf, Brauttanz, denn zur Zeit dieser Wortbildung bedeutete das Zeitwort „hlaupan" tanzen[1]. Noch in den Hochzeitstänzen der Gegenwart sehen wir, wie der junge Mann und die junge Frau aus dem Kreis der Altersgenossen gelöst und den Verheirateten zugesellt werden; tanzend wird auch dem Bräutigam die Braut zugeführt, im Tanz schließen die beiden Sippen den Bund miteinander und schließlich wird das junge Paar mit einem Kerzen- oder Fackeltanz vom Fest geleitet. Belege dafür habe ich von Siebenbürgen bis Nordschweden gesammelt (vgl. etwa mein Büchlein „Deutsche Volkstänze", Meyers Bildbüchlein Nr. 28, Leipzig 1937). In Dänemark hielt man den Hochzeitstanz um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Kirche selbst; in Niederösterreich fand er vor 100 Jahren auf dem Kirchanger

[1] E. Schröder, Brautlauf und Tanz, Zeitschrift f. deutsches Altertum LXI, Berlin 1924.

statt, in Värend (Schweden) tanzten die Brautführer wieder in der Kirche selbst. Trotz aller Bemühungen der Geistlichkeit gelang es durch mehr als ein Jahrtausend nicht, den Tanz von der Eheschließung zu trennen. Sogar im Gotteshaus behauptete er sich bis an die Schwelle unserer Tage. Dies ist die Einstellung, die so prächtig aus der Antwort des Volkes an den hl. Eligius zu uns spricht, als dieser (im 7. Jahrhundert) gegen die Tänze und anderen heidnischen Bräuche predigte: „Niemals wirst du, Römer, wie sehr du uns auch ständig tadelst, uns unsere Bräuche aus dem Herzen reißen können, sondern zu unseren Feiern, wie wir sie bisher gehalten haben, werden wir immer und dauernd uns vereinen, und keinen Menschen gibt es, der unsere althergebrachten und lieben Spiele (priscos et gratissimos ludos) jemals verbieten kann"[1]! Die Erzählung stammt aus einer Gegend, die von Franken dicht besiedelt war, ist also wohl auf Germanen zu beziehen. Auch die Anrede „du Römer" bezeichnet Eligius als Fremden. Wenn die zahllosen Kirchenverbote gegen die heidnischen Tänze auch im Wortlaut z. T. aus Synodalbeschlüssen abgeschrieben wurden, die auf außerdeutsche Verhältnisse zielen, hätte man sich doch die Mühe des Abschreibens sparen können, wenn die Germanen keine solchen Tänze besessen hätten. Aus den Verboten und Beichtfragen erfahren wir aber eindeutig, daß Tänze z. B. bei den Leichenwachen üblich waren. Unter den direkten Tanznachrichten befindet sich ferner eine über Opfertänze der heidnischen Langobarden aus dem Jahre 579. Zu den Julbräuchen gehört der Tanz des „gotischen Weihnachtsspieles", das die Waräger am oströmischen Kaiserhof aufführten. Wir sehen, die Ausbeute ist gar nicht so gering, wie man oft gemeint hat, und betrifft fast alle wichtigen religiösen Handlungen.

Eine Ergänzung vermag in vielen Fällen die Sprachwissenschaft zu liefern. Wohl erscheint unser Wort „tanzen" erst seit 1200 als Entlehnung aus dem Romanischen; das Wort selbst aber gehört mit gotisch *„dinsan"*, althochdeutsch *„dansôn"* (ziehen) zusammen, bedeutet also möglicherweise einen Ketten- oder Prozessionstanz. Germanische Bezeichnungen sind ferner gotisch „laiks", *„laikan"*, altnordisch *„leikr"*, angelsächsisch *„lác"*, unser „Leich", bei dem das Sakrale noch deutlich durchschimmert. Ein anderes einheimisches Wort ist althochdeutsch *„riban"*, mittelhochdeutsch *„reie"* (Reigen). Schließlich gehört noch *„tumôn"* (unser taumeln) für Drehtänze hierher. Unter den romanischen Tanznamen finden sich viele, die in alter Zeit aus germanischen Sprachen entlehnt wurden: italienisch „trescare" (mit den Füßen stampfen, tanzen, vgl. den „Trescone"), spanisch-portugiesisch „triscar", altfranzösisch „tresche" (Springtanz), die sämtlich zu gotisch *„driskan"* (dreschen) gehören und ursprünglich Stampftänze bezeichnen. Italienisch „ridda" stammt von althochdeutsch *„ridan"* (drehen). Die „Gigue", englisch „Jig" und altfranzösisch „giguer" (tanzen) wird über fränkisch *„giga"* auf altnordisch *„gigja"* zurückgeführt. Nimmt man hinzu, daß

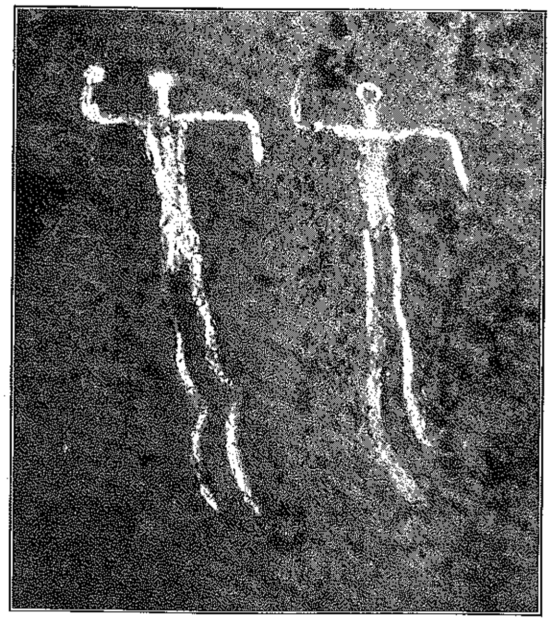


Abb. 2. Tanzende Männer auf einer Felszeichnung aus Åseliden, Sundby., Bohuslän
Aufn.: F. Högvall

[1] Vgl. Stumpfl, a. a. O. S. 172.

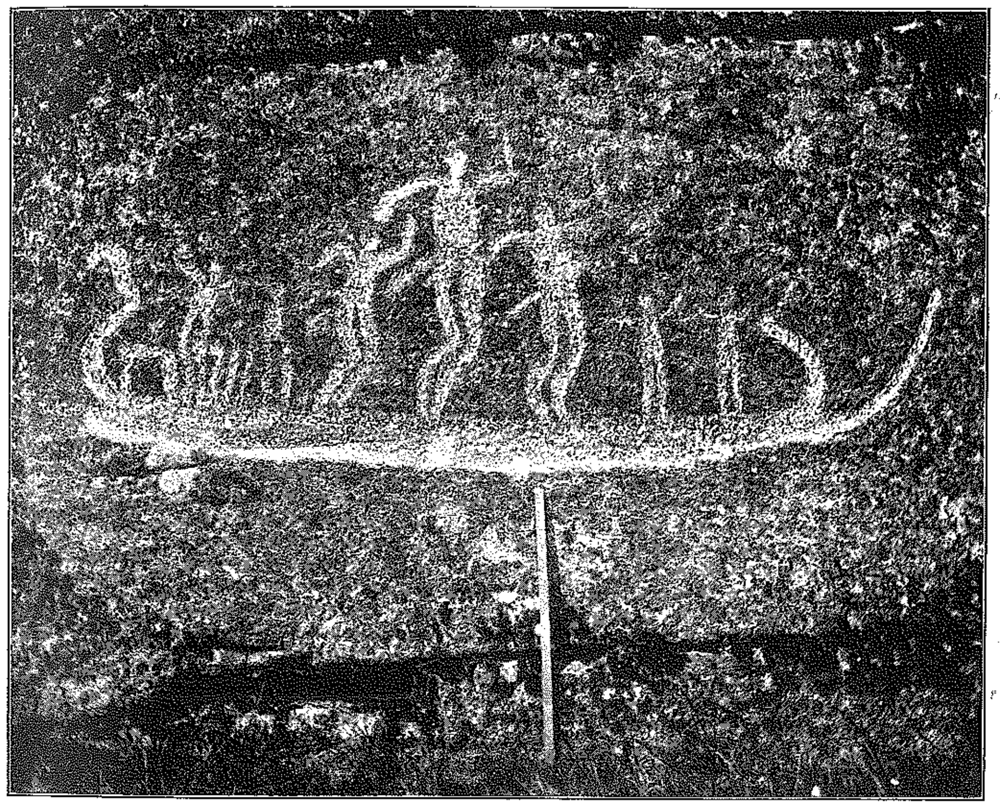


Abb. 3. Schiff mit tanzenden Männern, Felszeichnung aus Trättlanda bei Tanum, Bohuslän
Aufn.: O. Almgren

die „espringerie", „espringale" und „estampieda" ihre deutsche Abkunft noch sehr deutlich erkennen lassen (von der späteren „Allemande" ganz zu schweigen), so kann man sich über die Zahl der germanischen Worte unter den romanischen Tanzbezeichnungen nur wundern. Die Romanen haben an Tanzgut mindestens ebensoviel von uns übernommen, wie wir von ihnen. Ein gewiß überraschendes Ergebnis.

Unser Bild kann aber durch indirekte Schlüsse noch sehr vervollständigt werden. Wenn wir heute noch Tänze antreffen, die deutlich in der „alten Religion" wurzeln, dürfen wir sie in ihrer überwiegenden Zahl getrost in germanische Zeit zurückverlegen. Es ist üblich, die Maskentänzer unserer Alpen als keltisch, illyrisch usf. zu bezeichnen. Etwa den unheimlich schwierigen, musiklosen Stampftanz der Pinzgauer Schönperchten (ihr Name „Tresterer" ist aber germanisch), die Sprünge der Tiroler und bayrischen Schellenrührer, der Schwarzwälder Narros, der Imster Schemen, der Schweizer Iffeler usf. Es sollte doch stutzig machen, daß der Tanzsprung der Rottweiler Masken bei den englischen Morristänzern wiederkehrt. Diese selbst aber treten nicht im keltischen, sondern im ursprünglich sächsisch besiedelten Teil Englands auf. Den tänzerischen Dauerleistungen der Imster Schemen stellen sich die erst kürzlich entdeckten Fasnachtssprünge in Herbstein (Hessen) an die Seite, die vier Stunden lang ausgeführt werden müssen. Die fremdvölkische Herkunft dieser Tänze ist also durchaus nicht so sicher, wie man ja auch das Maskenwesen nicht als ungermanisch abtun kann[1]. Der Kettenschwerttanz aller germanischen Gebiete

[1] Vgl. O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen I, Frankfurt a. M. 1934; K. Meuli, unter „Maske" im Handwörterbuch des dt. Aberglaubens. 1933; R. Stumpfl, Schauspielmasken des Mittelalters und der Renaissancezeit, Neues Archiv für Theatergesch. II, 1931; derselbe, Kultspiele der Germanen; R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund.

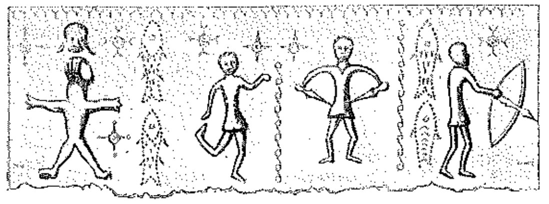


Abb. 4. Tänzer auf dem untersten Ring des kürzeren Goldhornes von Gallehus, Jütland (5. Jh. n. Chr.)

ist auch heute noch klar als eine Schöpfung der Männergemeinschaften zu erkennen und steht mit der Jünglingsweihe in Verbindung. In christlicher Zeit kann er nicht entstanden sein. Wenn in Värend (Schweden) noch vor hundert Jahren ein Tanz aller Hausgenossen stattfand, bei dem man glaubte, daß die verstorbenen Ahnen teilnahmen, so stimmt das genau zu den vielen anderen Zügen des nordischen Julfestes, die auf eine Totenfeier hinweisen. Auch der in Västergötland, Halland, Dalsland, Nyland und Bohuslän gebräuchliche Tanz um die Julgarbe, nachdem diese ihr Opferbrot erhalten hat, dürfte ehrwürdige Ahnen besitzen. Die nächste Entsprechung bildet der Tanz um die letzte Garbe bei der Ernte (von Steiermark bis Skandinavien). In Dänemark (Jütland, Seeland) tanzte man sogar mit der letzten Garbe selbst. Wenn die Vita Columbani erzählt, daß der Apostel die heidnischen Alemannen in der Bodenseegegend um eine mächtige Kufe mit Bier versammelt fand, die sie zu Ehren ihres Gottes Wodan leerten, so kennen wir den Brauch bis zur Gegenwart als Minnetrinken. Nun wissen wir aber aus Dänemark (Fünen) und Norwegen, daß das Bier für besondere Gelegenheiten durch tänzerischen Bewegungszauber kräftig gemacht wurde. In alter Zeit war es wohl kaum anders. Ehe die Fischer auf Rügen im vorigen Jahrhundert zur Seehundjagd auszogen, tanzten sie am Strande einen Tanz, dessen Lied mit den Worten „Hahl mi den Sahlhund utn Stranne to Lanne" begann; einer jener vielen vorbedeutenden Jagdtänze, die bei ursprünglichen Völkern zahlreich belegt sind. Man wird mir nicht einwenden, daß dies bei dem slawischen Einschlag der Rügenschen Bevölkerung wahrscheinlich diesem Volke zuzuschreiben sei. Denn in Bohuslän (Schweden) kennen die Fischer Tänze, ehe sie zum Fischfang ausziehen, und in Smaland (Schweden) umtanzten die Fischer das Großnetz, ehe sie es auslegten. Eine überraschende Zahl deutscher Volkstänze, die in alten Glaubensvorstellungen wurzeln, konnte ich schließlich in meinem Büchlein „Deutsche Volkstänze" zusammenstellen, auf das ich aus Platzmangel verweisen muß.

Haben wir demnach den religiösen Tanz bei den Germanen in breiter Schicht belegt, so sieht es mit unserer Kenntnis des Geselligkeitstanzes dürftig aus. Ganz ohne Zeugnisse sind wir freilich auch da nicht, vom Tanz der Mädchen unter hochgehaltenen Schleiern angefangen, den Priskos schilderte. An anderer Stelle habe ich ausgeführt, daß die Balladentänze des Nordens (Fär Oer), in denen noch von Sigurd, Brünhild, Dietrich von Bern usf. gesungen wird, nicht von den französischen Troubadours abstammen, wie man bisher geglaubt hat. Seit dem Auftauchen von Tanznachrichten in den isländischen Sagas zeigen sich auch die Isländer durchaus tanzfreudig, was kaum auf plötzliche Einfuhr deutet. Wenn bereits Homer die griechische Jugend im fröhlichen Reigentanz schildert, wird man gleiches den Germanen getrost auch zugestehen können. Denn hier gilt ein Wort G. Kellers[1]: „Ein fast gänzlich tanz- und gesangloses Volk — ist das noch ein menschliches, ja nur ein mögliches, denkbares Volk?" Wäre es so, wie die Leugner germanischer Tänze annehmen, die Germanen würden im Gegensatz zu allen übrigen indogermanischen Völkern der Erde stehen. Wie ich in kurzen Zügen anzudeuten versuchte, haben wir aber genügend Beweise, um eines Zweifels überhoben zu sein.

[1] „Tanz und Gesang bei den alten Germanen", Diss. Bern 1927.

Der Upstalsboom bei Aurich

Von Carl Puetzfeld

Eine knappe Wegstunde südwestlich von Aurich in Ostfriesland liegt ein kleiner Hügel, der heute noch wie vor fast tausend Jahren der Upstalsboom heißt. Ortsnamen, die sich so lange erhalten, haben meist geschichtliche Bedeutsamkeit. So auch hier. Man hat jedoch in neuerer Zeit die Wichtigkeit des Ortes für die rechtliche Entwicklung Frieslands nicht gerade vergessen, aber die Volkslegende nicht hindern können, den Schwerpunkt der geschichtlichen Tatsachen stark zu verschieben. Diese Legende hat den Ort mit glorreichen Freiheitskämpfen in Verbindung gebracht, ihn sogar zum Symbol friesischen Freiheitsdranges gesteigert. Die Wirklichkeit sah anders aus. Trotzdem war sie bedeutsam genug, um noch einmal in das Gedächtnis der Gegenwart zurückgerufen zu werden.

Sehen wir uns zunächst die Örtlichkeit selber an. Wenn auch heute noch die Stadt Aurich von großen Waldungen umgeben ist, so muß man sich das Waldgebiet ringsherum zur Zeit der geschichtlichen Wirkung des Upstalsbooms noch weit beherrschender vorstellen. Was kürzlich in einem von höherer Stelle zu Aurich herausgegebenen Führer als freundlicher „beliebter Ausflugsort" bezeichnet wurde, zeigte damals den ernsteren Charakter landschaftlicher Einsamkeit, welcher der Feierlichkeit der dort geübten Rechtshandlungen durchaus gemäß war.

Wir haben aus dem 16. Jahrhundert mehrere Beschreibungen jener Örtlichkeit zwischen Aurich und Westerende bei dem Dorfe Rahe (damals Raden oder Reden genannt), die im wesentlichen übereinstimmen. Der gräfliche Rat Eggerik Beninga spricht in seiner um 1540 verfaßten ostfriesischen Chronik von einem Richtplatz „over de Eems in Oestfrieslant by der stadt Awrick tuschen twe dorpen Westerende und Reden, genoemt de Upstalsboom, so noch vorhanden". Der friesische Edle Johann Rengers, der gleichfalls in der Gegend lebte, kennzeichnet in seinen Schriften den Upstalsboom als einen Eichbaum, der in den Jahren 1582 und 1584 noch zu sehen war. Ein Magister Cornelis Kemp bezeichnet in einer 1586 verfaßten Schrift den Upstalsboom als einen nur mäßig hohen Hügel bei Aurich, der früher mit dichtem Walde bedeckt gewesen sei und auch zu seiner Zeit noch ein altertümliches Aussehen habe. Der bekannte friesische Chronist Ubbo Emmius, der nach Richthofen offenbar aus eigener Ortskenntnis geschöpft hat, berichtet in seinen Aufzeichnungen um das Jahr 1600 wiederholt über die Stätte des Upstalsbooms, die er eine halbe Meile westlich von Aurich bei Westerende auf das offene Feld seitlich der Heerstraße legt; er spricht sogar von drei mächtigen Eichen, die dort gestanden hätten, von denen aber auch die letzte, die zu seiner Zeit noch stand, fast abgestorben sei.

1777 teilt dann der Friese Wiarda in seiner Darstellung der friesischen Landtage bei Upstalsboom mit, daß von den drei Eichbäumen nur noch ein paar Wurzeln übrig seien und daß man vor einigen Jahren zum Andenken an die dort gehaltenen Landtage die Höhe mit einem Graben umgeben und eine Buche darauf gepflanzt habe. Die Vermutung, die Wiarda in der zweiten Ausgabe seiner Schrift 1818 ausspricht, daß nämlich die Erhöhung, auf welcher der Upstalsboom stand, nicht von der Natur gebildet, da eine solche Erhebung in der Gegend vereinzelt sei, sondern nach dem Fund eines Aschenkruges auf ein vorchristliches künstlich gebautes Hünenbett schließen lasse, wird auch von Friedrich Arends aufgenommen, der in seiner Erdbeschreibung des Fürstentums Ostfriesland (1824) wohl am eingehendsten über die Örtlichkeit berichtet. In seiner Darstellung, die hier (mit einigen unwesentlichen Kürzungen) folgen mag, sagt er: „Die Stelle liegt ohngefähr ¾ Stunde südwestwärts Aurich auf Rahester Gaste nördlich des nach Westerende gehenden Weges. Schwach erhebt sich, 150 Schritt vom Wege, der Boden und bildet eine Höhe von etwa 1000 Schritt Umfang. Auf dem Gipfel derselben liegt der Hügel des

Upstalbooms, von den Einwohnern Boombarg (Baumberg) genannt. Ein längliches Viereck, etwa 138 Fuß lang, von 52, hinten 44 Fuß breit, mit schräg abgestochenen Seiten und kleinem, kaum ein paar Fuß breitem, zugewachsenem Graben umringt, zur Seiten und hinten mit Krüppelholz besetzt. Das ist alles, was von einem der merkwürdigsten Denkmale der friesischen Vorzeit übriggeblieben. Die drei Eichen, von denen Emmius vor 200 Jahren noch eine, doch ganz abgestorbene sah, sind verschwunden ... Gegenwärtig entdeckt man zwischen dem Gestrüpp, nahe am östlichen Rand, 11 Schritt vom südlichen Eingang, noch die drei Fuß hohen Stubben dreier Eichen, die 6, 7, 8 Fuß voneinander in einem Dreieck stehen ... Der Hügel ist vorn kaum einen Fuß hoch, erhebt sich gegen die Mitte zu drei Fuß oder etwas mehr ... Der Hügel war anfänglich rund, wird aber wohl nicht größeren Durchmesser gehabt haben als jetzt noch in der Länge, nur an den beiden Seiten hat die gierige Hand des Menschen ihn stark eingezwängt. Die Anhöhe, worauf er sich erhebt, dehnt sich nordseits noch 150 Schritt aus und dacht sich dahin stark ab, ost- und südwärts bis 200 Schritt mit geringerem Fall, sowie westseits, wo sie sich, schmäler werdend, einige hundert Schritte hinzieht ... Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der Upstalshügel ein uraltes sogenanntes Hunnengrab ist, und vielleicht eben deshalb, die Asche erhabener Helden umfassend, zum allgemeinen Versammlungsort der Friesen erwählt wurde. Beim Abpflügen der Seiten sollen früher mehrmals Scherben von Urnen mit aufgepflügt worden sein, und noch 1816 hat man in der Mitte, auf 3½ bis 4 Fuß Tiefe (nach Angabe eines Mannes, so die Urne mit ausgegraben hat) eine ganze Urne gefunden, mit aschartigem fetten Sande angefüllt und einem kalkartigen mit einem Knopf versehenen Deckel bedeckt."

Nach diesen im wesentlichen übereinstimmenden Angaben der verschiedenen Berichter, die alle mehr oder weniger ortskundig waren, ist nicht zu zweifeln, daß die Örtlichkeit bei Aurich, die noch heute den Namen *Upstalsboom* führt, die Stelle jener alten Ding- oder Ratstätte ist. Weniger sicher ist die Deutung des Namens *Upstalsboom*, der eine Kürzung der verschiedenen Schreibweisen (*Upstalesbam, Opstallisbam, Upstallesbom, Upstellesbam, Opstellisbam, Upstellesbom, Upstalligisbam*) ist, die sich in den lateinisch oder friesisch geschriebenen Handschriften finden. Für die älteste friesische Sprachform aus Friesland östlich des Laubachs hält Richthofen *Upstallesbam*, westlich des Laubachs *Opstallisbam*, niederdeutsch *Upstallesbom*. Der Streit geht hier darum, was mit dem Worte *upstal* bezeichnet wird. Jacob Grimm versteht (in seinen Deutschen Rechtsaltertümern) unter *stal* die Stelle, den Ort, und unter *upstal* den erhöhten Ort, worauf der Baum stand. Richthofen, der als Verfasser eines friesischen Wörterbuches auch darin sachkundig ist, behauptet, auch das friesische *stal* bedeute Stelle (locus) und *upstal* oder *opstal* erhöhte Stelle. Er wendet sich scharf gegen die Auslegung, daß *stal* im Friesischen auch die Bedeutung von Stuhl = Gerichtsstuhl habe und der *Upstalsboom* dasselbe wie ein Obergerichtsbaum sei, und begründet seinen Widerspruch damit, daß der Friese für den Stuhl, auch Gerichtsstuhl, das Wort *stol* habe und im Friesischen das Obergericht niemals *upstol* heiße, allenfalls *upperstol* heißen könne. Der Streit um die sprachliche Auslegung mag hier unentschieden bleiben; auf die Möglichkeit einer weniger engen Deutung werden wir noch zurückkommen.

Geschichtlich tritt der Upstalsboom zuerst in den Urkunden auf, die über die rechtlichen Vereinbarungen der Friesen beim Upstalsboom berichten. Diese Vereinbarungen, die für alle friesischen Gaue zwischen Fli und Weser oder doch die meisten von ihnen allgemein verbindlich waren, waren die Wirkung außen- und innenpolitischer nationaler Nöte. Hier lag auch der Grund und Ursprung des Zusammenschlusses im Upstalsboomer Bund, dessen Entstehungsjahr nicht bekannt ist. Es galt gemeinsame Schutzmaßnahmen zu treffen, einmal gegen dauernde Einfälle der Normannen von der See her, zum andern aber für die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung des inneren Landfriedens, der gelegentlich durch Übergriffe der Landesherren auf die Stammesrechte der Friesen, ebenso aber durch Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gauen oder auch innerhalb engerer Bezirke unheilvoll gestört wurde. Urkundlich verbürgt sind solche Zusammenkünfte und Vereinbarungen beim Upstalsboom aus den Jahren zwischen 1216 und 1231. Wenn es aber auch urkundlich nicht ganz sicher nachzuweisen ist, so spricht doch vieles dafür, daß die grundlegenden friesischen siebzehn Küren und bald nachher die vierundzwanzig Landrechte, die sich beide auf ältere friesische Rechtsstatute stützen, um die Mitte des 12. Jahrhunderts beim Upstalsboom ausgearbeitet und festgelegt worden sind.

Diese Vereinbarungen wurden nicht in großen Volksversammlungen beschlossen, sondern es mag sich zunächst eine beschränkte Anzahl, wahrscheinlich weniger als zehn, angesehener Friesen aus verschiedenen Gegenden nach Verabredung beim Upstalsboom getroffen haben, um die Grundlagen für ein gemeinsames Handeln zu finden. An Verschwörer oder Aufständische, deren Tun sich etwa gegen die anerkannten Rechte der gräflichen Landesherren gerichtet hätte, wird man weder bei den ersten Zusammenkünften im 12. Jahrhundert noch auch später denken dürfen. Als nach der Erneuerung des Bundes im Jahre 1323 der Graf Wilhelm von Holland eine solche Beschuldigung aussprach und Strafmaßnahmen traf, verteidigten u. a. die Feverschen Astringer ihre die innere Ordnung sichernde Tätigkeit und beriefen sich auf ihre volle Loyalität gegen die Landesherren, die ihnen ihr Gaugraf Johann von Oldenburg in einem Schreiben an seinen Vetter, den Grafen Wilhelm von Holland, auch ausdrücklich bestätigte.

Zu den Upstalsboomer Tagungen in den Jahren zwischen 1216 und 1231 erschienen als Verhändler Bevollmächtigte der einzelnen Gaue oder Grafschaften, die in den lateinisch geschriebenen Quellen als Jurati (Geschworene, Vereidigte), in den friesischen *Liudwita* (Volkszeugen) heißen und sich jährlich in der Pfingstwoche, gewöhnlich am Pfingstdienstag beim Upstalsboom trafen, dort die laufenden Rechtsfragen berieten, die Gesetze ergänzten, verbindliche Anordnungen oder Strafmaßnahmen beschlossen, deren Durchführung sie erzwingen konnten. Nach dem Jahre 1231 hören diese Zusammenkünfte ganz auf. Erst ein Jahrhundert später, 1323, stellten die Westergoer an der Zuidersee die „Leges Upstalsbomicae" auf und bemühten sich um eine Erneuerung des Bundes. In den Jahren 1324 bis 1327 hören wir wieder von Upstalsboomer Tagungen, zu denen nach den Quellen Judices zelandini (seeländische Richter) abgeordnet wurden. Es war aber nicht mehr der alte Verband, sondern ein neues Gebilde. Nicht mehr um die Vertretung allgemeiner friesischer Angelegenheiten handelte es sich jetzt, sondern um die Förderung besonderer Westergoer Bestrebungen, auf die nicht weiter eingegangen zu werden braucht. Als dann schließlich im Jahre 1361 die Stadt Groningen bestimmte, daß die Beratungen zu Groningen abgehalten werden sollten, war damit nicht nur der Charakter dieser Tagungen völlig verändert, sondern auch die natürliche Verbindung mit dem Upstalsboom abgebrochen. Seine Rolle in der friesischen Rechtsgeschichte war ausgespielt ...

War denn, so muß man fragen, diese Rolle wirklich auf die verhältnismäßig wenigen Jahre, aus denen urkundliche Belege über Verhandlungen und Beschlüsse des Upstalsboomer Bundes vorliegen, beschränkt? Genügt das Fehlen urkundlicher Belege dafür, daß der Upstalsboom eine uralte Gerichtsstätte war, zur Rechtfertigung der Behauptung Richthofens, dort könne in ältester Zeit vermutlich kein Gerichtsplatz gewesen sein? Was beweist es weiter, wenn er meint, aus den friesischen Gegenden zwischen Fli und Weser, aus denen die Zusammenkünfte beim Upstalsboom stattgefunden haben, sei von keiner Gerichtsstätte bekannt, daß sie unter einem Baume lag? Ja, so muß man weiter fragen, warum fanden denn gerade jene Rechtsberatungen bei jenem Baume statt, der jenen geschichtlich so dauerhaften Namen trug? Wenn Richthofen wohl auch der beste Kenner



Upstalboom-Siegel von 1329 und 1338

des friesischen Rechtsurkundenmaterials ist (dessen Untersuchungen zur friesischen Rechtsgeschichte sich der Verfasser zu vollem Dank verpflichtet fühlt), so hält er sich hier doch zu eng an den alten Kanzlistenglauben, daß das, was nicht in den Akten stehe, auch nicht vorhanden sei. Es scheint unseres Erachtens im Gegenteil alles dafür zu sprechen, daß der Upstalsboom als Gerichtsbaum sehr viel älter ist als jene besonderen Zusammenkünfte, die nach ihm ihren Namen tragen. Ja, es drängt sich geradezu die Vermutung auf, daß jene Friesen ihn eben wegen eines alten Rufes als Stätte der Beratung ihrer Küren und Landrechte und zu den weiteren Tagungen wählten.

Vom Sprachlichen her gesehen stehen der Annahme, daß es sich beim Upstalsboom um eine uralte Gerichtsstätte handelt, viel weniger Schwierigkeiten entgegen, als Richthofen glaubt. Denn einmal darf man nicht übersehen, daß upstal überhaupt kein ausschließlich friesisches Wort ist, sondern als Gerichtsbezeichnung in Norddeutschland, besonders in der Altmark öfter anzutreffen ist, so nach Weihe (Die Sagen der Stadt Stendal, 1840) außer in Stendal selbst noch bei der Stadt Arendsee und bei den Dörfern Buch, Rönnebeck, Rossau, Stapel und bedeute „eine unter freiem Himmel vollzogene Gerichtssitzung bei eines Fürsten Vorsitze auf aufgestelltem Thron und unter aufgestellten Bäumen". Diese

Vorkommen ergänzt W. Schmidt (Magdeb. Geschichtsbl., Jahrg 46, 2) noch dahin, daß er die Flurnamen „Uppstall" bei den Orten Knoblauch und Böhme im Lande Jerichow nennt, ferner in der Altmark im Umkreis von Stendal bei dem Dorf Berkau an der Bahn Bismarck—Beetzendorf, bei Packebusch an der Strecke Stendal—Uelzen, bei Kleinschwechten an der Strecke Stendal—Wittenberge. Schließlich gibt es in Dessau einen Uppstall, und die gleiche Bezeichnung findet sich zu Schulzendorf im Oberbarnim an der Berlin—Wriezener Bahn. Der „Upstal" ist also immerhin über ein Gebiet verbreitet, das sich von Ostfriesland bis an die Oder erstreckt.

Auch die Bedeutung des Wortes *stal* ist nicht so eindeutig, wie Richthofen behauptet. Das mittelhochdeutsche *stalboum* übersetzt Lexer als: hoher alter Waldbaum. Hohe Bäume gehören fast durchweg zur germanischen Gerichtsstätte, und unter der *Stal-eke*, die an der Unterweser genannt wird, ist sicherlich die Stuhl- oder Gerichtsstuhleiche zu verstehen. Schließlich aber wird — und das erscheint besonders aufschlußreich — in einem friesischen Text der Upstalsboomer Gesetze von 1323, den W. Steller veröffentlicht hat (Festschrift zu Th. Siebs 60. Geburtstag, Emden 1922), der Judex zelandinus des lateinischen Originals geradezu durch *upstal* übersetzt. In der 23. Satzung heißt es: „*Ist dio klaghe min den acht merk, so salma habba to da sikiringham sex buren ende sawen sibben and an upstal. Ist mara, so skil hy habba tweer upstallen, and tha skellen wessa fan da lande der dio klaghe an is.*" Hochdeutsch: „Ist die Klageschuld geringer als acht Mark, so soll man zu der eidlichen Reinigung sechs Bauern und sieben Verwandte und einen Upstallen haben. Ist es mehr, so soll er zwei Upstallen haben, und die sollen aus dem Lande sein, wo die Klage anhängig ist." Danach ist es zum mindesten unzweifelhaft, daß das friesische *upstal* nicht bloß als „erhöhte Stelle" auszulegen ist, sondern auch geradezu auf das Gerichtswesen hinweist, wie ja auch unter dem im Groninger Gebiet gebräuchlich gewesenen Namen opstalling der Oberrichter verstanden wurde.

Die ganze Platzgestalt, der Hügel über dem Hünengrab, die hohe Eiche, früher ihrer sogar drei, die Lage im Walde: das alles kennzeichnet den Ort als ideale germanische Gerichtsstätte, deren Alter als solche nicht mehr zu bestimmen ist. Die Wahl dieses Ortes für die Tagungen des Upstalsboomer Bundes hat ihm eine klar umrissene rechtsgeschichtliche Bedeutung für Friesland gegeben.

Das hier wiedergegebene Upstalsboomer Siegel befindet sich im Bremer Archiv. Es hängt, in grünem Wachs geprägt, an der Upstalsboomer Originalurkunde vom 5. Juni 1324 über den Streit Rüstringens mit Bremen. Das gleiche Siegel, in weißem Wachs, hängt an einer Zustimmungsurkunde vom gleichen Tage, die sich ebenfalls im Bremer Archiv befindet. Die Umschrift lautet:

His signis vota sua reddit Frisia tota
Cui cum prole pi (a sit) clemens virgo Maria.

Wie wenig von dem Geschehenen ist geschrieben worden, wie wenig von dem Geschriebenen gerettet! Die Literatur ist von Haus aus fragmentarisch, sie enthält nur Denkmale des menschlichen Geistes, insofern sie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben sind.

Goethe 1825

Erwecker der Vorzeit

Wilibald Pirckheimer

Von Wolfgang Hofmann

Zum erstenmal während seiner Geschichte wird sich das deutsche Volk in den Tagen der Reformation und des Humanismus seines Wertes als Gesamtnation bewußt. Es hat zwar schon früher an ähnlichen Regungen nicht gefehlt: man denke etwa an Walther von der Vogelweide, aber dieser versteht unter seinen „tiusche man", die so „wolgezogen" sind, doch nur die Angehörigen des Adels, auf keinen Fall den Bauern. Und aus seinen Sprüchen wider das feindliche Papsttum redet vorwiegend der Lehns- und Gefolgsmann des Kaisers.

Erst bei den deutschen Humanisten findet sich ein Nationalgefühl, das sich mit dem unseren einigermaßen vergleichen läßt. Wer die Ursachen und Zusammenhänge nicht kennt, aus denen eine solche Gesinnung hervorwuchs, wird billig fragen, wie gerade diejenigen Männer ein deutsches Volksbewußtsein entwickeln konnten, die sich mit so einseitiger Begeisterung in das klassische Altertum hineinlebten. Die Antwort lautet hier: nicht „obwohl", sondern „weil".

Der Einfluß des Humanismus auf die Erweckung eines deutschen Nationalgefühls läßt sich ganz kurz in die Worte fassen: „Das waren die Alten, und was sind wir?" Diese Frage warf zugleich eine zweite auf: Der italienische Nationalstolz der Zeit ließ sich aus den altrömischen Schriftstellern noch verständlicher ableiten als der deutsche. Die Italiener durften in den Römern ihre bluthaften Vorfahren erblicken, lebten auf demselben heimischen Boden wie sie und konnten sagen: „Das waren wir." Die Deutschen konnten nicht so sprechen, sondern mußten noch einmal fragen: „Was waren wir?" Und diese Frage mußte sich gerade den deutschen Humanisten zwingend aufdrängen und wurde für sie der Keim zum geschichtlichen Denken. Auch dies fand in den alten Historikern, besonders in Livius und Thukydides, großartige Vorbilder.

Die Geschichtsschreiber des Mittelalters beschränkten sich darauf, die Vergangenheit, vor allem die religiöse, politische und kriegerische eines Ortes, einer Person, eines Volksstammes zu erzählen, nach eigener Erinnerung oder nach bereitwillig geglaubter Überlieferung, nicht immer teilnahmslos, aber selten mit freiem Urteil. Die Chronologie war das einzige zusammenhaltende Band, auf den ursächlichen Zusammenhang wird das Auge nur selten gerichtet. Der Humanismus ist demgegenüber der Vater der kritischen Geschichtsschreibung. Schon früh hatte er den Blick der Forscher für den Gegensatz echt und unecht geschärft, eine Fähigkeit, die sich beim Studium der antiken Handschriftentexte ganz von selbst einstellte und sich auch auf die Sichtung des Inhalts übertrug. So suchte man in allen Geschichtsquellen, auch in den deutschen, die Wahrheit von der Legende zu trennen und besonders die häufigen Anachronismen zu entlarven, die sich aus der beliebten naiven Übertragung zeitgenössischer Verhältnisse und Ideen, in denen die Verfasser lebten, auf die Vergangenheit ergaben. Der so allmählich sich schulende historische Sinn legte einzelnen deutschen Humanisten auch die ersten Versuche zur Erforschung der deutschen Vorzeit nahe, um so mehr, nachdem der Italiener Gianfrancesco Poggio Bracciolini die Germania-Handschrift des Tacitus wiederentdeckt hatte. Die größte Bedeutung auf diesem Gebiet aber erlangte der Nürnberger Patrizier Wilibald Pirckheimer.

Sein hochgebildeter Vater — Doktor beider Rechte — war Rat des Bischofs von Eichstädt, wo Wilibald am 5. Dezember 1470 geboren wurde. Der alte Pirckheimer, der keinen anderen Wunsch kannte, als seinen Sohn dereinst im Rate seiner Vaterstadt Nürnberg zu sehen, ließ es an einer trefflichen, standesgemäßen Erziehung nicht fehlen. Außer dem gesamten Wissen und der Bildung seiner Zeit eignete sich Wilibald am Hofe des Bischofs von Eichstädt alle ritterlichen Tugenden, höfische Sitte und vor allem die Fertigkeit im Waffendienst an. Darauf folgte ein siebenjähriges Studium der Rechte zu Padua und Pavia. Hier, besonders an letzterem Ort, betrieb der junge Pirckheimer mehr Humanistik, vor allem das Griechische, als sein juristisches Fachstudium. Hier in Italien war es aber auch, wo Pirckheimers nationales Empfinden zu voller Reife gelangte, wenn er die Italiener sich als Nachkommen der Römer rühmen hörte, und oft mag sein Stolz empfindlich getroffen worden sein, wenn das Wort „Barbaren", das die Welschen so gern im Übermut auf die Deutschen schleuderten, an sein Ohr klang. Nach beendetem Studium kehrte Pirckheimer nach Nürnberg zurück, wo er sich alsbald vermählte und in den städtischen Rat aufgenommen wurde. Nicht lange danach (1499) brach der Krieg zwischen Kaiser Maximilian und den Schweizer Eidgenossen aus. Pirckheimer wurde zum Führer des Nürnberger Kontingents gewählt. Diesen, übrigens für das Reich wenig ruhmvollen Feldzug, der das Ausscheiden der Eidgenossen aus seinem Verband zur vollendeten Tatsache machte, hat Pirckheimer später in seinem „Bellum Suitense" beschrieben, wovon noch die Rede sein wird.

Pirckheimer, dessen Kontingent sich besonders ausgezeichnet hatte, empfing nach dem Kriege allerlei Ehrungen seitens des Kaisers und seiner Vaterstadt. Bis zum Jahre 1522 hat er als Mitglied des Rates mit einer kurzen Unterbrechung die Interessen Nürnbergs nach innen und außen vertreten und sich besonders als Gesandter im diplomatischen Dienst bewährt. Erst als ihm Alter und Podagra seine politischen Pflichten unmöglich machten, schied er aus seinen Ämtern, um fortan bis zu seinem am 22. Dezember 1530 erfolgten Tod nur den Wissenschaften zu leben.

In seiner Eigenschaft als Humanist und Beamter hat sich Pirckheimer große Verdienste um den Aufschwung des Nürnberger Schulwesens und der Buchdruckerkunst erworben. Sein Haus war ein Versammlungsort der Gelehrten, und mit allen führenden Geistern der Zeit, mit Dürer, Celtes, Reuchlin, Hutten, Erasmus u. a., stand Pirckheimer in persönlichem wie brieflichem Verkehr. Von der Reformation, der er anfangs zugetan war, wandte er sich später, wie auch z. B. Erasmus, wieder ab, weil das theologische Gezänk und eine engherzige Dogmenstrenge seinen freien Forschergeist anwiderten. Dazu kam die Besorgnis über die Ausschreitungen, welche die mißverstandene neue Lehre vielfach hervorrief. Er sah darin eine Gefahr für den Bestand der alten deutschen Kulturgüter, die der Humanismus eben erst zu erschließen begann.

In seiner „Historia belli Suitensis" (um 1530) beginnt er mit der Herkunft des Schweizer Volkes und lehnt die Sage von der schwedischen Abstammung der Schweizer ab. Er trifft damit zweifellos das Richtige, freilich ohne zutreffende Begründung und noch in völliger Unkenntnis des Unterschiedes zwischen Ost- und Westgermanen. Wichtiger für Pirckheimers Germanenforschung ist seine „Germaniae ex variis scriptoribus perbrevis explicatio" (1530), eine deutsche Altertumskunde. Es ist eine Wanderung durch das alte Deutschland, die er an der Hand des Ptolemäus, Strabo, Plinius, Cäsar, Pomponius Mela und Tacitus unternimmt, wobei er überall darzustellen sucht, was die damaligen Bezeichnungen in seinen Tagen für einen Namen tragen und was man darunter zu verstehen hat. Mit aller Entschiedenheit wendet sich Pirckheimer darin gegen diejenigen, welche der Ansicht sind, Vandalen und Wenden seien ein Volk. Aus den klassischen Autoren gehe klar hervor, daß die Vandalen, wie auch die Skiren, Gepiden, Alanen u. a., Goten seien, diese aber hätten deutsch gesprochen, seien Deutsche gewesen, während die Sprache der Slawen, Wenden, Wilzen usw. gänzlich von der deutschen verschieden sei.

Dabei verhält er sich — und das ist gerade ihm als Humanisten hoch anzurechnen — durchaus kritisch gegen das Zeugnis der antiken Quellen, indem er bemerkt: „Die alten Deutschen führten wohl das Schwert, nicht aber die Feder, darum sind wir auf Berichte der Fremden angewiesen. Was haben nun aber die Griechen anderes als Fabeln über Germanien geschrieben? Die Römer aber waren unsere Feinde, wie können wir von ihnen ein ungetrübtes Bild verlangen?" Auch zweifelt er, ob denn die meisten dieser Schriftsteller im Lande selbst gewesen seien, was von Tacitus so gut wie feststeht. Dies begründet er besonders mit den von den Tatsachen oft abweichenden geographischen Angaben, übersieht freilich dabei, daß die alten Geographen bei den damaligen Hilfsmitteln gar nicht immer in der Lage waren, selbst bei praktischen Forschungen an Ort und Stelle, zumal bei der Natur der germanischen Landschaft, genaue Messungen und Landaufnahmen durchzuführen. Ganz modern mutet aber Pirckheimer an, wenn er weiter sagt: „Schließlich hat auch die Völkerwanderung so große Verwirrung angerichtet, daß viele Sachen nur als Mutmaßungen, als Hypothesen können ausgesprochen werden, und die verschiedene Sprache hat bewirkt, daß die Namen der Städte und Völker vielfach verderbt worden sind." — Und wir wissen heute, wie z. B. viele germanische Namen erst durch die Vermittlung der Kelten zu den Römern gelangt sind.

Trotz seiner kritischen Einstellung und Gerechtigkeitsliebe verleugnet Pirckheimer an keiner Stelle sein deutsches Nationalgefühl und seine Hochschätzung unserer germanischen Vorfahren. So fühlt er sich gedrungen, die Germanen in Schutz zu nehmen gegen die Ansicht, sie hätten das Land jenseits des Don und der Weichsel ehr- und wehrlos aufgegeben: „Da sie anstatt der Ungunst des Klimas und unfruchtbaren Ackerlandes so vorteilhafte Gebiete erlangt hätten wie Gallien, Spanien, ja Italien selbst usw." — Natürlich unterlaufen ihm auch Irrtümer: so sieht er die Hunnen für Germanen an. Hier liegt die Ursache allerdings klar zutage. Pirckheimers Quelle für den „Bellum Suitense" bzw. für die Vorgeschichte der Schweizer darin ist die Chronik seines Zeitgenossen Petermann Etterlin, die noch ganz die naive Form der mittelalterlichen Geschichtsschreibung aufweist. Etterlin sagt dort: „Sy (die Schweizer) sind, als ich es geschriben funden hab in einer gar altten historien, von einem heydnischen geschlechtt gewesen, die man genempt hat Göthen vnd Hünen, die selben Göthen und Hünen sind mit jren künigen hie vor vil jaren über mer komen, forchtsam (furchtbar) strittbar vnd mechtig lüt gewesen." Diese Hünen haben mit den „Hunnen" des Attila nichts zu tun, sondern das Wort, das wir bekanntlich noch in unserem „Hünengrab" besitzen, weist vielmehr auf einen altgermanischen Volksstamm. (Siegfried hat in der Liederedda den Beinamen „enn Hunske".)

Von den Helvetiern scheint Pirckheimer zu glauben, daß es die gleichen Leute seien wie die „Suitenses et Confoederati". Von Brennus redet er, als halte er ihn für einen Germanen. Was die Goten betrifft, so gibt es nach Pirckheimer in Deutschland noch zwei Völkerschaften, die von ihnen abstammen, die Skiren und die Turkilingen. Hier hat er insofern recht, als die genannten Stämme beide mit den Goten zu den Ostgermanen gehören, doch haben die Turkilingen nichts mit den Thüringern zu tun.

Wilibald Pirckheimer ist zu seiner Zeit nicht der einzige gewesen, der sich mit der deutschen Vergangenheit befaßt hat. Die Liebe zu ihr, die freilich auch das Mittelalter umfaßt, unterschied die deutschen von den italienischen Humanisten. Beide vereint wieder die Begeisterung für das klassische Altertum. Die deutsche Vorzeit im besonderen haben außer Pirckheimer behandelt Franciscus Irenicus „Germaniae exegeseos volumina duodecim" (1518) und Beatus Rhenanus „Rerum Germ. libri III" (1531). Der erstere protestiert bereits gegen die Behauptung, daß die Germanen Barbaren gewesen seien. Indessen mit Ausnahme Pirckheimers sind die deutschen Humanisten in ihrer Mehrzahl stille Gelehrte gewesen, an deren Studierstube wohl auch der Sturm der Zeitereignisse rüttelte, die aber doch im ganzen unbeteiligte Zuschauer blieben. Pirckheimer aber ist nicht nur

Gelehrter, sondern auch durchaus Mann der Tat, ist Soldat und Staatsmann mit gesundem Sinn und scharfem Blick für das Wirkliche. Und das gibt allen seinen Zeugnissen eine Vertrauen erweckende Note. Bei aller Begeisterung für das deutsche Volk und seine Vergangenheit verliert er sich gleichwohl nie in unklare Träumerei oder Schwärmerei und sieht die geschichtliche Wahrheit nicht allein notwendig in dem, was den Anschauungen seiner Zeit gemäß und erfreulich scheint, sondern in den gewissenhaft und kritisch geprüften Altertümern selbst. Für alle Erscheinungen der Vergangenheit sucht er zunächst eine sachliche, weil nächstliegende Begründung. Damit erweist er sich als echter deutscher Gelehrter im besten Sinne, der vor allem erst nach der Wahrheit sucht und keine Wahrheit fürchtet.

Wir sehen also, daß das Zeitalter der Renaissance in Deutschland sonach nicht nur eine Wiedergeburt der Antike, sondern in gewisser Weise auch des deutschen Altertums bedeutete.

Dreihundert Jahre nach Pirckheimer begegnen wir einer ähnlichen Erscheinung. Was einst „Humanismus" hieß, hieß jetzt „Romantik". Auch diese hat unsterbliche Verdienste um die Wiedererweckung des deutschen Nationalgefühls wie der Begeisterung für die deutsche Vorzeit.

Pirckheimer und die Humanisten können uns noch heute eine Lehre sein, gerade für die Möglichkeit, daß noch einmal ein Reif auf die Liebe zum Germanentum und seiner Erforschung im Volke falle: sie wurden zur Betrachtung der eigenen Nation angeregt durch das Studium einer fremden Welt, der Antike. Es war ein notwendiger Umweg. Erst im Spiegel der anderen, im Unterschied und Gegensatz zum Fremden, erlebten sie zutiefst das eigene Volkstum. Deshalb wird die Erforschung anderer Kulturkreise und Rassen sich stets fruchtbar auf unsere eigene Vorgeschichtsforschung auswirken, und darf deshalb keineswegs vernachlässigt werden. Nur darf sie nicht zu einer Überschätzung oder gar einer äußeren Nachahmung fremder Vorbilder führen.

Aber haben sich Pirckheimer und der Humanismus seiner Zeit nicht gerade in diesem Punkt versündigt? Schrieben sie doch fast ausschließlich lateinisch und verhinderten so, daß die von ihnen neu entdeckten Werte ins Volk drangen. — Dieser Vorwurf trifft sie jedoch nicht: gab es doch damals noch keine einheitliche deutsche Schriftsprache, wie erst Luther sie begründete. Noch scharf geschieden standen sich die deutschen Mundarten gegenüber. Eine jede hatte eine große Menge den anderen unverständlicher Ausdrücke und Wendungen. Man schrieb ja noch durchaus wie man sprach. Und auf was für prägnante Begriffe und Urteile kam es bei den Humanisten an, die keine unsichere Deutung zulassen durften! Kaum hätte sich z. B. der Franke Pirckheimer mit dem Holländer Erasmus, zum mindesten nicht in den Feinheiten seiner Gedankengänge, verständigen können. Das Lateinische war zudem vom Mittelalter her noch immer die Sprache der Gebildeten, und jeder, der überhaupt lesen und schreiben konnte, verstand auch Latein. Die Mehrzahl des niederen Volkes befand sich noch durchaus im Zustand des Analphabetentums, und so hätte ihm auch keine deutschsprachige Schrift genützt. Überdies waren die antiken Historiker überhaupt das Muster für die exakte Ausdrucksweise, wie sie die neue Art der Geschichtsschreibung erforderte. An ihnen mußte man zunächst lernen, sich klar und kurz zu fassen. Für eine deutsche Gelehrtensprache fehlten zu Pirckheimers Zeit noch die Voraussetzungen, sowenig es übrigens an Versuchen dieser Art gemangelt hat.

Wie unmittelbar aber das Studium des Lateinischen und Griechischen das der eigenen Muttersprache befruchtete, davon gibt ein Laurentius Albertus Zeugnis, der (allerdings erst 1573) die erste „Deutsche Grammatik" schuf!

Die wissenschaftliche Forderung jener Zeit deckt sich mit der unseren: auch wir bedürfen gerade in der deutschen Vorgeschichtsforschung neben gründlichster Einzelarbeit einer umfassenden Zusammenschau!

Die Fundgrube

Das Geheimnis der Portulanen

Um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts tauchen im Mittelmeergebiet plötzlich und ohne jeden Vorgang die Portulankarten auf, die das Mittelmeer und seine Küsten mit einer verblüffenden Genauigkeit darstellen. „Dies plötzliche Auftreten mit einer Küstenumrißzeichnung, an die viele spätere karthographische Erzeugnisse, geschweige die fast gleichzeitigen mönchischen Erzeugnisse, nicht heranreichten, war der Anlaß, ihnen etwas Rätselhaftes anzudichten" (Dr. M. Groll, Marine-Rundschau, 1912). Die Karten sind meist in der Mitte von einer Windrose bedeckt, deren Strahlen zu und durch andere Windrosen am Rande der Karten auslaufen. Die uns in Abbildung 2 vorliegende Karte von Pietro Visconti erschien als älteste 1311 und zeigt in der Mitte

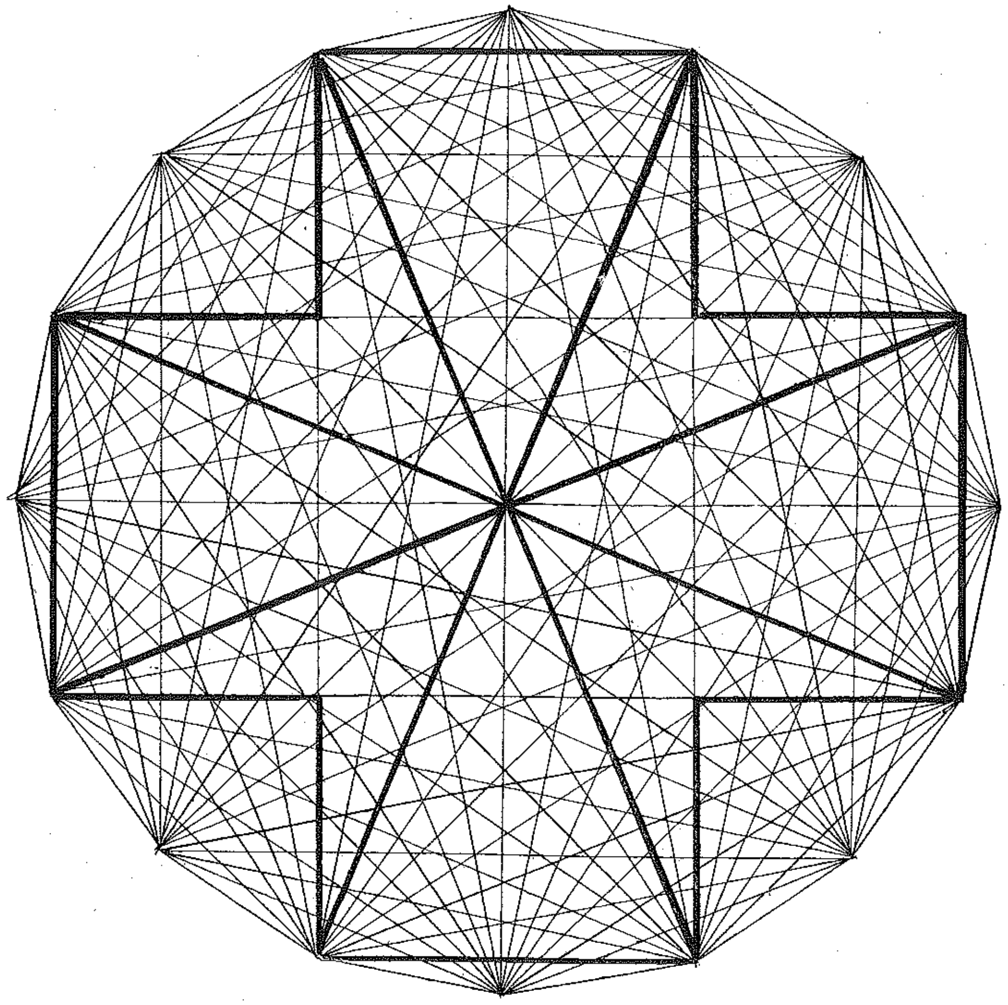


Abb. 1

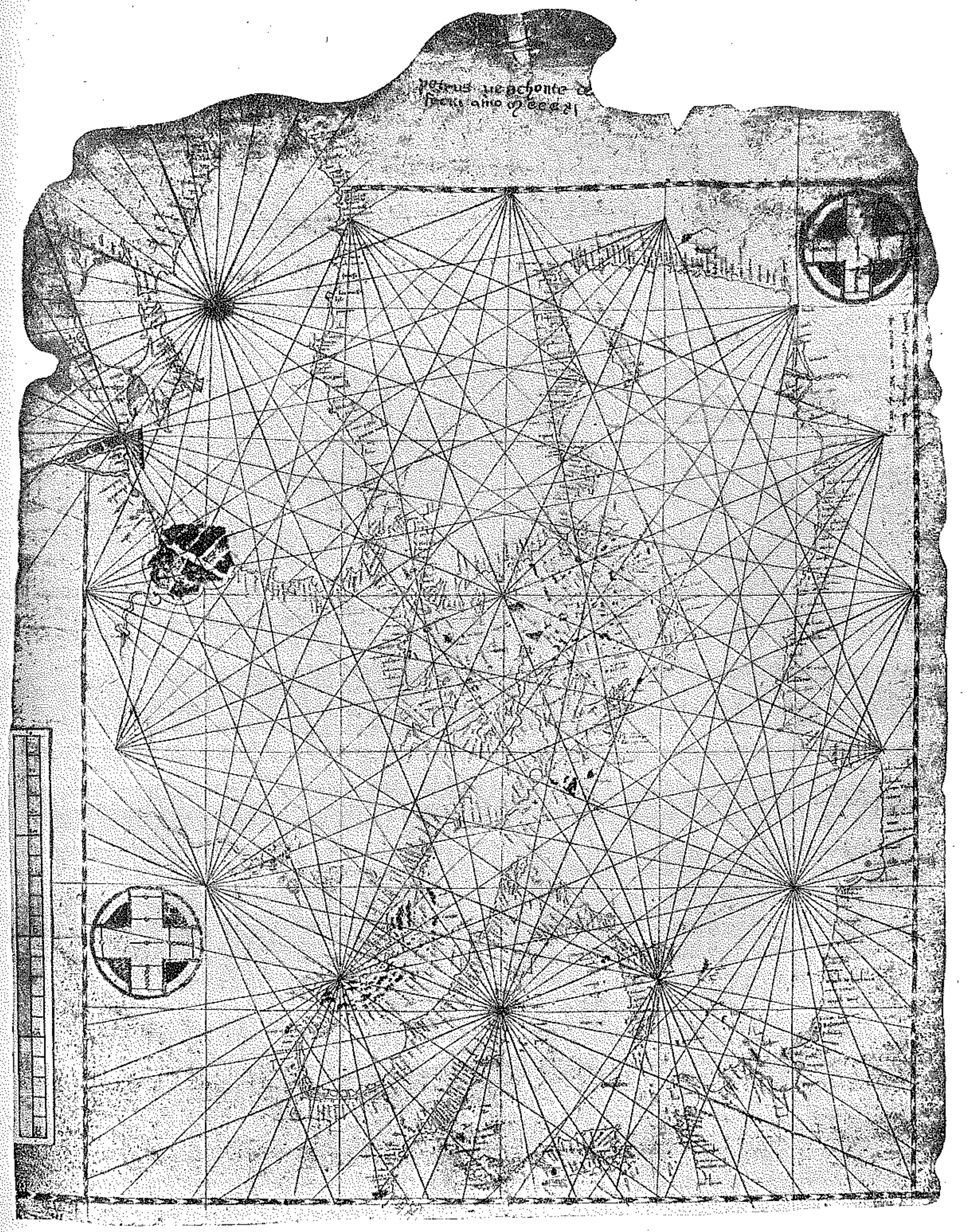


Abb. 2

eine Windrose, umgeben von 16 am Rande. Es sei hier besonders hervorgehoben, daß die 16er Windrose der Achter-Teilung der nordischen Seefahrer und nordischen Sternkundigen entspricht, die im Gegensatz zu der von Karl dem Franken eingeführten Einteilung in 12 Teile steht, die aber nie recht volkstümlich geworden ist. Über die Portulanen ist ein ausgedehntes Schrifttum entstanden und man versuchte den Ursprung der Karten auf zwei verschiedene Arten zu erklären:

1. Die Karten hatten Unterlagen aus dem Altertum, die verlorengegangen sind, oder

2. die Karten sind in der kurzen Zeit seit der Entdeckung des Kompasses, der um 1270 erfunden sein oder in Europa bekanntgeworden sein soll, entstanden. Dann hätten aber die „Kompaßkarten" in 30 bis 40 Jahren hergestellt sein müssen, was ohne geeignete Unterlagen kaum möglich war. Es sei auch hervorgehoben, daß sich die Windstrahlen oder Rumben über weite Landgebiete erstrecken, was Max Eckert (Kartenwissenschaft, 1925) höchst überflüssig findet.

Drängt sich aber bei der Betrachtung der Linien und Systeme nicht ein Vergleich mit den „Ortungslinien" auf, um die jahrelang ein erbitterter Kampf in Deutschland entbrannt war, deren Tatsache nun aber wohl nicht mehr geleugnet werden kann? Schon oben genannter Max Eckert sagt an gleicher Stelle, daß „zwischen den alten Rumbenkarten und den niederdeutschen Seekarten sich eine Reihe beachtenswerter Parallelen ziehen lassen", und Dr. Groll fragt in seiner Arbeit, ob wohl den Karten vielleicht gar ein Gradnetz zugrunde lag, das bloß dann nicht ausgezogen wurde. Die Systeme der Ortungslinien müssen wir ja als eine Art Gradnetz ansehen.

Gab es diese Karten oder deren Unterlagen schon im Altertum? Waren sie vielleicht ein wohlbehütetes Geheimnis der Priesterschulen, die uralte Überlieferungen und Kenntnisse betreuten? Und sind die Karten vielleicht erst mit dem Zerfall dieser Schulen und der Ausplünderung ihrer Büchereien in die Öffentlichkeit gelangt? Wir haben in unserer Zeit einen ähnlichen Vorgang beobachten können. Die Stämme der Marschallinseln besaßen Stabkarten, von deren Vorhandensein man bis 1860 ohne Kenntnis war. Erst zu dieser Zeit erfuhr man etwas von ihnen durch den Verrat einer Häuptlingsfrau an einen Missionar. Auf Verrat stand damals die Todesstrafe. Erst seit den achtziger Jahren mehrten sich die Nachrichten. Heute kann man sie in unseren Museen betrachten. Von diesen Stabkarten gab es nach Winkler drei Arten.

1. Mattang. Sie diente dem Unterricht des Häuptlingssohnes.

2. Medo waren Sonderkarten der Untergruppen.

3. Rebbelib waren Übersichtskarten im Maßstab 1:800 000 bis 1:1 300 000.

In Parallele hierzu könnte man vielleicht annehmen, daß die Unterlagen der Portulanen die streng geheim gehaltenen Karten der priesterlichen Schulen und Büchereien waren. Abb. 1 zeigt einige der in dem System der Windstrahlen enthaltenen Figuren ausgezeichnet. Waren sie den Gestaltern der Karten und Liniensysteme bekannt? Erhöhte sich in ihren Augen die kosmische Bedeutung der Liniensysteme? Treffen die Strahlen auf dem Lande gar alte kultische Plätze? Eine weitere Untersuchung wäre wohl sehr erwünscht   M. v. Wedelstädt.

Hun und Huno

(Zum Aufsatz „Hunen und Engern" in Heft 2/1938)

Der Huno, nach unserer gelehrten Schreibweise als Hûno (mit langem û) zu schreiben, ist nicht zu verwechseln mit dem Hunno, dem Hundertschaftsführer oder Urbürgermeister altgermanischer Zeit. Beide Namen Hûno und Hunno sind typische „Kurzformen", Gebrauchsformen, die etwa so wie heute Zoo, Kino, Auto, Radio aus überlangen, gedanklich bedingten Bezeichnungen durch eine Endung mundgerecht und rufgerecht gemacht wurden. Der Hûno ist die Kurzform irgendeines Hûnwalt (Humbold), Hûnwart, Hûnmâr usw. Der Hunno aber ist die Kurzform für den gotischen „Hundafaths" (der zweite Teil ist idg. potis = Herr) den „Herrn der Hundert"; es ist einleuchtend, daß ein so wichtiges und wohl oft gebrauchtes Wort eine Kurzform entwickelte. Neben Hunno gab es auch die Form Hundo mit erhaltenem d, wodurch sich dann manche unter dem Begriff „Hund" unmöglich zu verstehende Orts- und Personennamen erklären lassen.

Wortgeschichtlich haben beide, Hûno und Hunno, gar nichts miteinander zu tun. Dagegen ist es notwendig, daß die mit Hûn gebildeten Eigennamen auf den Völkernamen der „Hunnen" zurückgehen. Die Tücke der Sprachentwicklung brachte es nun freilich mit sich, daß heute dieser Völkername zwei n enthält, die jedoch mit vollem Recht vorhanden sind. Im Althochdeutschen (z. B. Hildebrandslied) erscheint nämlich der Hunnenname bereits mit j-Suffix, das nach Kürzung des Stammlautes û zu u eine Verdoppelung des n zur Folge hatte. Ein anderer Entwicklungszweig führt über Hiunen des Nibelungenliedes zu den Heunen und Hünen (Hünengräber!), wobei die Bedeutungswandlung dem Begriff „Riesen" zuneigt (im 13. Jhd.). Heunen und Hunnen sind also auf gemeinsamen Nenner zu bringen.

Nun zur Urbedeutung. Das germanische Wort hûn- bestand offenbar schon vor dem Auftreten der Ungarn und auch schon vor dem Auftreten der mongolischen Horden der Völkerwanderungszeit.

Im Nordischen bezeichnet hûnn (aus hûnR) das Junge von Bären, aber auch junge Burschen. Übertragen wurde das Wort dann gebraucht für Holzklotz, Mastspitze (davon franz. hune = Mastkorb).

Die Urbedeutung „Jungen" paßt gut zu idg. Bedeutungen: indoar. çû, çvâ = schwellen, çûná = geschwollen; griech. κυέω = schwanger sein, κύος = Leibesfrucht, σκύνος = Tierjunges und andere.

Bei der Ausdeutung von Völkernamen muß man immer die ältest erreichbare Deutung heranholen. So wären also die Hunen als die „Jungen", „Volksjugend" aufzufassen, wobei allerdings nach Maßgabe der späteren nordischen Bedeutung der Beigeschmack von die „plumpen, tappigen Jungen" hereinspielen könnte.

Man hat schon einmal einen Namen von deutschen vorgermanischen Urbewohnern herauslesen wollen. Dies scheint mir durch den Ausweis idg. Wurzelverwandtschaften unwahrscheinlich.

Dagegen könnte hûn- ursprünglich sehr gut eine intimere freundliche Scherzbezeichnung für die Vorfahren der Westfalen, also ein Beiname der Engern gewesen sein. Wird doch auch Sigfrid in der Liederedda als der „hunische" bezeichnet.

Daß man das Wort dann auch auf die mongolischen Reiterscharen anwandte, hatte seinen Grund in der Ähnlichkeit des von diesen gebrauchten Namens „Hun-yüh" (der schon im 2. Jahrtausend v. Chr. chinesisch belegt ist). Wohl aber erhielt der Name nunmehr seinen vom scherzhaft Wohlwollenden weit abliegenden Bedeutungsinhalt, der sich schließlich zum Unheimlichen, Übermenschlichen steigerte.   Dr. Schweizer.

Die Bücherwaage

Otto Höfler, **Das germanische Kontinuitätsproblem.** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1937. 40 S.

Der Vortrag Höflers, den er auf der vorjährigen Historikertagung in Erfurt hielt, liegt nun im Druck vor. Eine große Anzahl Anmerkungen sind angefügt, die viele Belege und wertvolle Hinweise geben. H. zeigt die Aufgaben und Möglichkeiten einer deutschen Geschichtsforschung auf, die die verschütteten germanischen Grundlagen des deutschen Volkstums wieder freilegt. Am Beispiel des Reichsspeers, der das germanische Symbol der Königsmacht ist, in den späteren Legenden aber aus dem Süden hergeleitet wird, erläutert H. seine grundsätzlichen Darlegungen. Seine Ausführungen sind weitblickend, klar und tiefdringend; sie sind in hervorragendem Maße geeignet, die Augen für das germanische Erbe in unserer Kultur zu öffnen.

Gerhard Jaffé, **Geschichte der Runenforschung.** B. Behr's Verlag, Berlin 1937. Kart. 4,50 RM.

Diese geistesgeschichtliche Betrachtung der Auffassungen der Runenfrage vom 16. bis zum 18. Jahrhundert wird jeder mit Gewinn und Freude lesen, der sich mit den germanischen Runen und Sinnbildern befaßt. Es ist eine gründliche, gediegene Arbeit.

Wolfgang Krause, **Runeninschriften im älteren Futhark.** Niemeyer Verlag, Halle 1937. 258 S.

Bisher hatten die Führung in der Runenforschung skandinavische Gelehrte, während die deutschen Forscher dieses Gebiet sehr vernachlässigten. Jetzt scheint es so, daß die deutsche Forschung die Führung in der Runologie an sich bringt, der sie endlich die gebührende Aufmerksamkeit zuwendet. Krause hat nach zehnjähriger Arbeit ein umfassendes Werk vorgelegt, das sämtliche Runeninschriften im älteren gemeingermanischen Futhark vereinigt, nach sachlichen Gesichtspunkten ordnet und ausführlich behandelt. Er bringt eine große Anzahl neuer Lesungen; als Anhang ist eine Grammatik der Runeninschriften angefügt. In der Einleitung wird die schwierige Frage der Runenherkunft behandelt. Daß Krause hier schon zu einer endgültigen Lösung gekommen ist, möchten wir bezweifeln. Doch verdient seine Auffassung deshalb genaueste Beachtung, weil er den engen Zusammenhang

zwischen Sinnbildzeichen und Schriftrunen erkannt hat. Hierin freilich sind ihm andere vorangegangen, deren Verdienste er nicht würdigt.

Krause möchte mit seiner Ausgabe der älteren Runeninschriften „dem Studenten der Germanistik oder Sprachwissenschaft sowie dem für die Wiedererweckung des germanischen Altertums werbenden Deutschlehrer" ermöglichen, „sich auf knappem Raum einen erschöpfenden Einblick in die Überlieferungen und in die verschiedenen Fragestellungen bei der Deutung der Runeninschriften im älteren Futhark zu verschaffen" (S. IX). Ferner möchte er dahin wirken, „gerade in Deutschland unter Lehrenden und Lernenden die Kenntnis von der wirklichen Runenüberlieferung und von den ungeheuren Schwierigkeiten ihrer Deutung zu vertiefen" (S. X). In der Tat ist das hervorragende wissenschaftliche Werk dazu geeignet, diese wichtige Aufgabe zu erfüllen.

Lutz Mackensen, **Volkskunde in der Entscheidung. Versuch einer Standortbestimmung.** Mohr-Verlag, Tübingen 1937. 1,50 RM.

In einem schmalen Heft gibt M. einen Überblick über Stand und Aufgaben der deutschen volkskundlichen Forschung. Er hebt die politische Bedeutung der Volkskunde hervor, die schon Möser und Riehl erkannten, und schildert die großen Aufgaben einer Volkskunde des Auslandsdeutschtums und einer germanischen Volkskunde, die die Gesamtheit der germanischen Länder umfaßt und mit den Ergebnissen der Rassenkunde Ernst macht. Mit Recht wird hervorgehoben, daß in dieser Richtung noch wenig geschehen ist.

So geschickt M. auch einige Forderungen der neuen deutschen Volkskunde darzustellen weiß, eine wirkliche Klärung der Lage vermag er nicht herbeizuführen. Das kann darin begründet sein, daß der Verfasser etwas zu häufig erlöst wurde: einst wirkte auf ihn Naumanns bekannte Schichtentheorie trotz aller Einsichtigkeit „wie eine Erlösung" (ja sogar „wie eine Offenbarung", S. 5), und heute ist für ihn der Ruf nach einer Volkskunde auf rassischer Grundlage „wie eine Erlösung" (S. 17). Weniger Erlösung und mehr Haltung ist uns lieber.

Georg Schreiber, **Die Sakrallandschaft des Abendlandes.** L. Schwann-Verlag, Düsseldorf 1937. 40 S. 1,40 RM.

Diese Schrift ist ein Musterbeispiel für jene sogenannte „Volkskunde", die zwar sehr oft das Wort Volk anwendet, aber keine Fühlung mit dem Volkstum hat. Wir finden bei Schreiber auf zwei knappen Seiten folgende Wortbildungen: volksgemäß, volkslebendig, Volkskult, Volksseele, Volksweise, volkhaft, volksandächtig, volksfroh, volksmächtig, volksgewaltig, volksverwurzelt, Volkskanonisation. Das ist eine wahre Volks-Inflation, unter der die völkische Substanz entsprechend gelitten hat. Das aus dem Germanentum erwachsene deutsche Volkstum kennt Schreiber überhaupt nicht. Vielmehr handelt er auch in dieser Schrift über das „Sakrale", das von außen her ins Volk eingedrungen ist, und das, soweit es einverleibt wurde, nichts wesentlich Neues, soweit es fremd blieb, nichts Deutsches ist.

Arno Schmieder, **Wider die Lüge von der germanischen Götterlehre.** Hammer-Verlag, Leipzig 1937. Geb. 7,— RM.

Wenn einer von einer Sache gar nichts versteht, ist das noch kein hinreichender Grund, ein Buch darüber zu schreiben. Das vorliegende Werk bringt seitenlang Zitate aus der schönen Edda-Übersetzung von Gering. Was es darüber hinaus enthält, taugt nichts. Schmieder mutet uns zu, einen phantastischen Roman über eine angebliche Verfälschung unseres Edda-Textes in Rom zu glauben. Es handelt sich um Phantasien, auf die nur jemand verfallen kann, der von Textüberlieferung und Textkritik nicht das geringste versteht. Nachdem Tacitus' Germania ohne Grund als Fälschung ausgegeben wurde, ist nun auch die Edda „entlarvt". Der Zweck ist, an die Stelle des Überlieferten die eigenen willkürlichen Phantasien zu setzen und das verpflichtende und Ehrfurcht gebietende Erbe der Vorfahren auf diese Weise zu vernichten.

Dr. Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrgang, Nr. 5, 10. Februar 1938. Karl Engel, **Die vorgeschichtliche Ostgrenze der baltischen Völker.** Die Frage, wie weit das Siedlungsgebiet der baltischen Völker (der Preußen, Litauer und Letten) in vorgeschichtlicher Zeit über die heutige staatliche Grenze nach Osten gereicht hat, war von

der frühgeschichtlichen Forschung bisher nicht geklärt worden. Die Ortsnamenuntersuchungen von K. Buga und M. Vasmer haben ergeben, „daß das Siedlungsgebiet der baltischen Völker in vorgeschichtlicher Zeit wenigstens zeitweilig erheblich weiter nach Osten gereicht haben muß, als auf Grund der frühgeschichtlichen Zeugnisse meist angenommen wird". Nun hat Engel auf Grund der vorgeschichtlichen Bodenfunde nachgewiesen, daß Weißrußland und das angrenzende Oka-Gebiet einst von einer baltischen Bevölkerung besiedelt war. / **Forschungen und Fortschritte,** 14. Jahrgang, Nr. 6, 20. Februar 1938. Emerich Schaffran, **Langobardische und nachlangobardische Kunstdenkmäler in Tirol und Kärnten.** Das langobardische Königreich Oberitaliens reichte in mehrere Ostalpenländer hinein, so von Trient aus in das Etschtal und in das Canaletal. Im Etschtal finden sich bis in das 9. Jahrhundert langobardische Kunstdenkmäler. Die Kunstdenkmäler langobardischen Stils in Kärnten dagegen beruhen auf späteren Nachwirkungen, nicht unmittelbaren Einflüssen des langobardischen Reiches. Die wichtigsten, zum Teil wenig bekannten Denkmäler werden genannt. / Martin Lintzel, **Die Vorgänge in Verden 782.** Lintzel kommt zu dem Ergebnis, daß das Bild Karls von dem Flecken der Bluttat in Verden nicht gereinigt werden kann. „Sachlich irgendwie unwahrscheinlich ist der Vollzug von Hinrichtungen in Verden nicht. Ein paar Wochen oder Monate vorher war in Sachsen ein Gesetz eingeführt worden, das auf Abfall von den Franken die Todesstrafe setzte ... Wenn auch die Zahl 4500 stark übertrieben sein dürfte (wie stark, wird sich natürlich nie nachweisen lassen), so wird man doch mit der Sicherheit, die man einer frühmittelalterlichen historischen Tatsache und ihrer Überlieferung gegenüber im allgemeinen überhaupt gewinnen kann, sagen müssen, daß in Verden eine große Zahl ausgelieferter Sachsen getötet worden ist." / **Die Kunde,** Jahrgang 6, Nr. 1, Januar 1938. H. Schroller, **Das Skelettgräberfeld von Holle, Kr. Marienburg.** In einer Kiesgrube nördlich der Kirche in Holle wurde ein Reihengräberfeld der Zeit 600 bis 800 n. Zw. aufgedeckt, das vielleicht bis ins 13. Jahrhundert hinein als Friedhof diente. Die Grabung ist noch nicht abgeschlossen. Für die Heimatforschung ist der Hinweis wichtig, daß die alten Friedhöfe bei den Archidiakonatskirchen zu beachten sind, da sie vorgeschichtliche Funde erwarten lassen. Unter den Funden von Holle ist besonders bemerkenswert eine Scheibenfibel, die Professor Geilmann genauestens untersucht hat. / W. Geilmann, **Untersuchungen der Scheibenfibel von Holle, Kr. Marienburg.** Diese eiserne Scheibenfibel mit Bronzeauflage war mit 6 Perlen versehen, die im Kreise um eine in der Mitte befindliche Perle angeordnet waren. Die chemische Untersuchung gewährte genauen Einblick in die Technik der Herstellung des Schmuckstückes und ermöglichte die materialgerechte Wiederherstellung. „Das mit den für unsere Begriffe durchaus einfachen Hilfsmitteln jener Zeit ein Schmuckstück vom besten Geschmack geschaffen wurde, zeigt die Nachbildung. Der rötliche Ton des glänzend polierten Kupfers mit seinen zahlreichen Reflexen an den erhabenen Stellen, das Farbenspiel der Perlen und der Plättchen und die satten Farben der eingelegten Glasplatten vereinigen sich zu einem harmonischen Farbenbild von höchster künstlerischer Wirkung, von der das Originalstück in seinem jetzigen Zustande nichts ahnen läßt." Das Schmuckstück wurde „als Anhänger an einer Kette aus Glasperlen getragen." / **Vergangenheit und Gegenwart,** 28. Jahrgang, Heft 2, Februar 1938. Theodor Kadletz, **Zur Entstehung der germanischen Ortsnamen auf dem Boden des ehemaligen Swebenreiches in Galicien.** Georg Sachs hat in seiner Arbeit über „Die germanischen Ortsnamen in Spanien und Portugal" (1932) rund 2400 Ortsnamen germanischer Herkunft auf iberoromanischem Boden nachgewiesen. Weitaus die meisten germanischen Ortsnamen finden sich im Nordwesten Spaniens und Portugals in der ehemaligen Provinz Galicien, also im Gebiet des alten spanischen Swebenreiches. Trotzdem läßt sich nach K. die Annahme nicht beweisen, daß diese Ortsnamen aus der Zeit der Swebenherrschaft stammen. (Hier ist die Frage einzuschalten, ob denn dieser Beweis bisher überhaupt versucht wurde! O. H.) Die in Spanien siedelnden Germanen übernahmen im allgemeinen die alten Siedlungen und mit ihnen die alten Namen. Zu Namensänderungen kam es erst später in der Zeit des Kampfes mit den Arabern, die das Gebiet des alten Swebenreiches nur 30 Jahre besetzt hielten. Die Rückeroberer wollten sich ihr Besitzrecht dadurch sichern, daß sie die alten Villas „römischen Brauche folgend nach sich benannten". „Aus dieser Zeit der Wiedernahme und des Besitzerwechsels also stammen die überraschend zahlreich germanischen Ortsnamen in Nordspanien und Nordportugal." K. glaubt, daß diese Annahme dadurch bestätigt wird, daß diese Namen auf Personennamen zurückzuführen sind.

Er übersieht die auffällige Tatsache, daß in Deutschland gerade im schwäbischen Stammesgebiet sich dieser Ortsnamentyp sehr häufig findet (Sigmaringen, Tuttlingen, Reutlingen, Gundelfingen usw.). Germanische Einflüsse zeigen sich in diesem Gebiet Spaniens auch im Brauchtum (Sonnenwendfeuer). K. selbst führt an, daß nach der Ansicht des portugiesischen Literarhistorikers Theophilo Braga die auf der spanischen Halbinsel nur der galicischen Mundart und der portugisischen Sprache eigentümlichen nasalen Doppelvokale (ão, ãe, õe) auf swebischen Einfluß zurückgehen. „Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß diese ungewöhnlichen Laute außer im Portugiesischen und Galicischen anscheinend nur in den deutschen Mundarten derjenigen Gebiete angetroffen werden, die von Nachkommen der Sweben besiedelt sind." — **Rheinisches Museum,** N. F. 86. Band, Heft 3, 1937. Arthur Mentz, **Die Notae der Germanen bei Tacitus.** Bei der Beschreibung des germanischen Los-Orakels spricht Tacitus (Germania 10) von notae, d. h. Zeichen, die auf die Holzstäbe geritzt wurden. Es ist eine alte Streitfrage, ob mit diesen notae Runenzeichen gemeint sind. Man hat gesagt, falls Tacitus Runen gemeint habe, hätte er litterae geschrieben. Wenn man die Stelle auslegen will, muß zunächst die Frage geklärt werden, „was sich denn ein Römer zu Tacitus' Zeit unter einer nota auf dem Gebiet der Schrift vorstellte". Es ergibt sich, daß als notae vulgares oder notae publicae Abkürzungen wie P (Publius), C (Gaius), M (Marcus), Q (Quintus) usw., d. h. allgemein bekannte Abkürzungen bezeichnet werden. Tacitus meint also Runen und trifft mit dem Worte notae die Eigentümlichkeit der Runen, die sie im Gegensatz zu den damaligen lateinischen Schriftzeichen (litterae) haben, daß sie nämlich als Wort gelesen werden: ᚺ (Hagal), ↑ (Tiu) usw. „Hätte Tacitus litterae gesagt, hätte er eine wesentliche Eigenart der Runen nicht angegeben, daß sie eben eigene Namen haben." Vermutlich läßt sich aus Tacitus' Bericht auch noch entnehmen, daß die Dreiteilung der Runenreihe, nicht nur die Runennamen, damals bereits feststanden. Die Worte ter singulos (dreimal wird ein Stäbchen aufgehoben) sind nach M. folgendermaßen zu verstehen: Der Priester muß von 24 mit je einem Runenzeichen versehenen Hölzern drei aus jedem Aett herausgreifen, wenn das Orakel gültig sein soll. „Jedenfalls wird für alle Forschungen auf dem Gebiete der Runen Tacitus Bericht fortan die unverrückbare Grundlage sein, er gibt die bisher älteste, sicherste und umfassendste Nachricht über unsere Runen. Sein Bericht darf nicht mehr — wie Baesecke sich ausdrückte — freventlich vertan sein." — **Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 11. Jahrgang, Heft 1/2. 1938. Richard Wolfram, **Die Julumritte im germanischen Süden und Norden.** Umritte finden wir in Deutschland vor allem an den Sonnenwenden und zu Beginn und Ende des Wirtschaftsjahres im Frühling und Herbst. Besonders ausgeprägt sind die Umritte zur Wintersonnenwendezeit. Sie sind mit vielen gemeinsamen Zügen im Süden Deutschlands und im Norden, in Schweden und Norwegen erhalten. Wolfram bringt viele neue Mitteilungen aus den schwedischen volkskundlichen Archiven. Er beachtet besonders die Übereinstimmung zwischen den Sagen und dem geübten Brauch. Die maskierten, in Schweden meist auf Schimmeln reitenden Burschen stellen das Totenheer dar und bringen nach dem Volksglauben wie dieses Segen und Fruchtbarkeit für die Felder. Die Arbeit Wolframs hat besondere Bedeutung dadurch, daß sie an einem reichen Material „die erstaunlich starke Verwandtschaft gerade des deutschen Südens mit dem skandinavischen Norden" deutlich macht. Wolfram gibt für diese Tatsache die richtige Erklärung: der deutsche Süden ist in seinem Brauchtum durchaus germanisch bestimmt. „Vom Intellektualismus kann man freilich Erscheinungen des Volksglaubens, wie die vorhin gezeigte Mythisierung von Kultbräuchen, niemals verstehen. Wenn ferner ein Stück ehrlicher Wildheit und überschäumender Kraft in unseren wie den nordischen Bräuchen sichtbar wird, so glaube ich kaum, daß damit irgendwelcher ausländischer Greuelpropaganda die Stichworte geliefert werden, wie man geltend machen wollte. In diesem Falle säßen nämlich z. B. die nordischen Völker und England auf der gleichen Anklagebank. Unsere Vorfahren waren Menschen von Fleisch und Blut. Wenn wir eigenartige und sehr ursprüngliche Züge an ihnen entdecken, so bedeutet das doch keine Herabsetzung. Wir haben es nicht nötig auf Grundlagen aufzubauen, die sich dann doch nicht haltbar erweisen. Was wir brauchen, ist das ganze, volle Leben."

Dr. O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet.
Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C 2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 | Juni | Heft 6

Heidnische Bilder im Dome zu Schleswig

Von Freerk Haye Hamkens

Im Schleswiger Dome sind seit zwei Jahren Instandsetzungsarbeiten im Gange, bei denen u. a. auch Malereien aus der Zeit um 1300 erneut freigelegt wurden. Nun sind an sich Gemälde aus dieser frühen Zeit selten; noch weniger gibt es sie in dieser Fülle wie in Schleswig. Unbestritten einzigartig ist aber die Tatsache, daß einiges von dem Bildwerk aus vorchristlichem Geistesgut abzuleiten ist.

In einem Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes, unmittelbar neben dem Chor, findet sich das in Abb. 1 wiedergegebene Hexlein. Es reitet auf einem Besen; die roten Haare flattern wie sein einziges Kleidungsstück, der Mantel, im Winde, und der ausgestreckte Zeigefinger deutet ins Kirchenschiff. — Was bedeutet diese Gestalt? Hexentag ist bis heute noch der 1. Mai, der der heiligen Walburg zu eigen ist. St. Walburg oder Walpurgis hat aber niemals ihre Abstammung von Frigga bestritten, und das erklärt auch den Namen „Odinsfreite", der ebenfalls für den ersten Maitag angewendet wird. Zur Freite, d. h. zu den Werbungsbräuchen gehört als ein wichtiges Sinnbild der Besen. So gilt z. B. ein vor die Tür gestellter Reiserbesen als deutliche Ablehnung des unerwünschten Freiers. Der Donarsbesen, jenes Ziegelmuster, das das junge Paar neben die Tür des neuen Heims setzen läßt, ist ein Wunsch um Nachkommenschaft. Dazu gestellt werden müssen weiter manche heute gemein gewordenen Redensarten, die ursprünglich etwas ganz anderes besagten. In seinem einstigen Sinn kenntlich wird das alles in dem bekannten Brauche, am 1. Mai alte Besen im Maifeuer anzuzünden und die so gewonnenen Fackeln über die Felder zu tragen. Heute ist der Brauch teils auf Ostern, teils auf Mittsommer übergegangen. In der Absicht blieb er unverändert: Die Felder sollten gut Frucht bringen. Deutlich wird das in dem alten Heischelied, das in mannigfacher Abwandlung zur Sonnenwende gesungen wird:

...Eisenkraut und Rittersporn,
Sankt Johannes, schenke Korn!
Feuerrote Blümelein,
Sankt Johannes, schenke Wein!



Abb. 1. Hexe im nördlichen Seitenschiff des Domes zu Schleswig. Gewölbemalerei eines unbekannten Meisters um 1300 Aufn.: Haye Hamkens

Gebt uns einen Dreier
Oder Mehl und Eier;
Besen sind nicht teuer,
Wär's ein alter oder neuer,
Taugt er zum Johannesfeuer . . .

Damit werden die Besensymbole in ihrer gemeinsamen Wurzel sichtbar: das eine Mal Ablehnung, das andere Mal Bitte um junge Frucht und junges Leben. Rechnen wir dazu, daß das alte Wort für Hexe — Hagedise — etwa der „Weisen Frau" entspricht, dann ist der Ring geschlossen.

In der Wölbung gegenüber, sozusagen Auge in Auge mit der kleinen Hexe, reitet auf einer getigerten Katze eine ähnliche Frauengestalt, die in der Hand ein großes Horn trägt (Abb. 2). Und ist das Hexlein mit Frigga verwandt, so müssen wir die Reiterin als ein Bild der Freya ansprechen, deren Lieblingstier die Katze ist. Ihr anderes Beizeichen, das Horn, deutet auf eine Mythe, die von ihr erzählt wird. Danach war sie einem sterblichen Manne vermählt, Ordrur, der sie verließ. Seitdem sucht sie ihn in allen vier Himmelsrichtungen und nennt sich dabei jedesmal mit einem anderen Namen, nämlich: Mardöll, Gefn, Syr und Horn. Frühzeitig brachte man diese Bezeichnungen mit den wechselnden Gestalten des Mondes zusammen, und in christlicher Zeit verschmolzen sie mit dem Bilde der Madonna auf der Mondsichel.

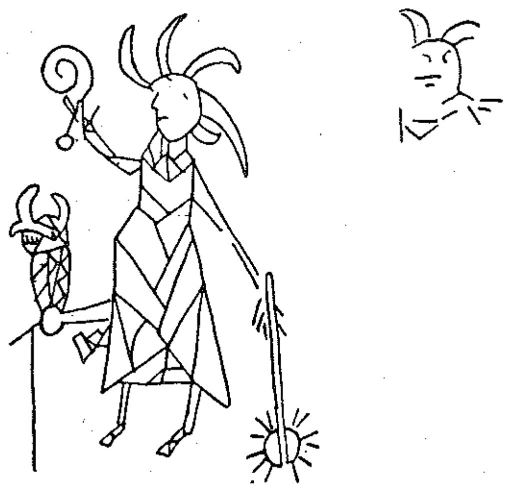
An einem Pfeiler unter der Hexe ist eine Ritzzeichnung in den Putz gekratzt (Abb. 3). Sie zeigt in der Mitte einen Mann mit einer Federkrone auf dem Haupte und einer zur Spirale aufgerollten Geißel in der erhobenen rechten Hand, während die linke sich auf einen Stab stützt, an dessen unterem Ende eine zwölfstrahlige Sonne steckt. Vor und hinter ihm sind zwei gehörnte Wesen mit knappen Strichen angedeutet. — Die Hauptfigur hat eine

unverkennbare Ähnlichkeit mit den zahlreichen heidnisch-mythologischen Männern, deren bekanntester das „Männchen von Ochsen" ist. Breitbeinig steht er da, die eine Hand erhoben, die andere, meist die linke, nach unten hängend oder in die Hüfte gestemmt. Immer aber ist er ein Bild des vollendeten Jahres, gleichgültig, ob er Plastik, Zeichnung, Spielzeug oder Backwerk ist. Denn auch als Gebäck begegnet er uns, bezeichnenderweise wiederum zur Jahreswende. In der gleichen Zeit steht im Bauernkalender auch derselbe Gehörnte, der hier vor und hinter die Hauptfigur gezeichnet wurde. — Die Geißel ist im Volksbrauch ausgesprochenes Bild der Wende vom Winter zum Frühling und stellenweise in ihrer Anwendung auf die 12 Nächte beschränkt. Daß sie hier zur Spirale aufgerollt wurde, weist hinüber zu Trojaburg und Wurmlage, also ebenfalls Bildern des Jahreswechsels. — Ebenso prangt auch die vom Stab geteilte Sonne im Bauernkalender am Jahresanfang. — So können wir zusammenfassend sagen, daß die Ritzzeichnung ein Bild des Jahreswanderers ist, das nach Darstellung und Beigaben auf die Wende vom alten zum neuen Jahre bezogen werden muß.

Gestützt wird diese Meinung durch ein Meisterzeichen, das erst jetzt aufgefunden wurde und das knapp einen Meter unter der Ritzzeichnung eingekratzt ist. Noch etwas tiefer ist eine Reihe teilweise von neuerem Putz verdeckter runenartiger Zeichen zu sehen, die wohl ebenfalls als Meistermarken anzusprechen sind. Daneben sind die ersten Striche einer nicht vollendeten weiteren Zeichnung erhalten. Die Sorgfalt, mit der die Marken in die Wand geritzt wurden, wozu einmal sogar ein Zirkel verwendet wurde, sowie der Ort ihrer Anbringung läßt sie fast wie eine Unterschrift zu der Zeichnung anmuten. Rechnen wir dazu, daß in dem Gewölbe darüber sich anerkanntermaßen heidnische Bildwerke finden, so ist an Zufall kaum mehr zu glauben. Wir können im Gegenteil weit eher eine Art Bekenntnis zum alten Glauben und zu den alten Sinnbildern annehmen, das durch die Meistermarken „unterschrieben" wurde.



Abb. 2. Katzenreiterin – Freya – im nördlichen Seitenschiff des Domes zu Schleswig. Gewölbemalerei eines unbekannten Meisters um 1300 Aufn.: Haye Hamkens



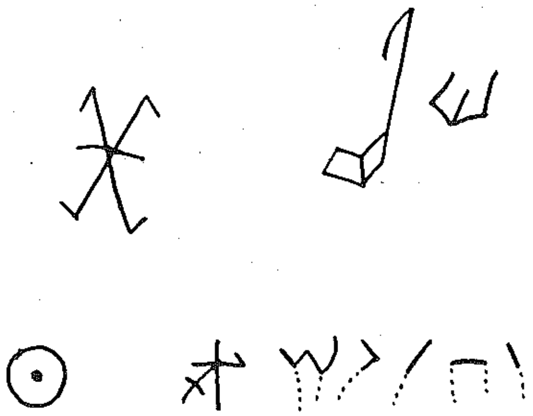


Abb. 3. Ritzzeichnung mit Meistermarken an einem Pfeiler unter der Hexe von Abb. 1. — Die punktierten Linien sind nicht die Fortsetzung der Marken, sondern sollen nur angeben, in welcher Richtung sie vom Putz überdeckt sind.

Das mag für den Augenblick bedenklich klingen. Erinnern wir uns aber, daß nach Kielholts Bericht erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts, also mehr als 50 Jahre nach diesen Malereien, die letzten heidnischen Heiligtümer des Herzogtums Schleswig zerstört wurden, dann sieht die Sache anders aus. Die Zerstörung geschah nach einer langen Pestzeit und zwei verheerenden Sturmfluten, für die man die Heidenschaft verantwortlich machte. Diese Machtprobe zwischen altem und neuem Glauben folgte sicher einer Zeit, in der beide Anschauungen nebeneinander lebten — einer Zeit, in der mutmaßlich auch die eben beschriebenen Bilder entstanden sind.

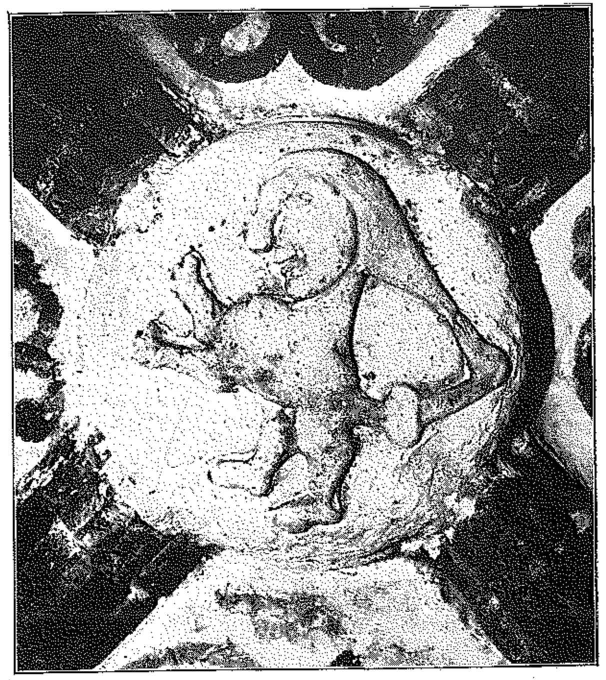


Abb. 4. Schlußstein aus dem Schwahl am Dome zu Schleswig. Um 1300
Aufn.: Haye Hamkens

Vorchristliche Sinnbilder finden sich noch zahlreich im Dome. Hier mag noch ein Schlußstein aus dem Schwahl erwähnt werden, der besonders reizvoll ist. Er zeigt einen Hund mit menschlichem Kopf, dem der zum Gänsehals umgeformte Schwanz die Zipfelmütze abzieht (Abb. 4). Der Hund ist als richterliches Sinnbild bekannt, weshalb manche Adelsgeschlechter, die über Leben und Tod richten durften, ihn in ihr Wappen aufnahmen, wie etwa die Hohenzollern, Itzenplitz, Sebold, Ahlefeld usw., oder sich danach nannten, wie z. B. die Hunde von Lautterbach, Hundtbiß u. a. m. — Der Richter mußte unbedeckten Hauptes zu Gerichte sitzen, zum Zeichen, daß er nichts verbergen wolle. So mag damit die abgezogene Kappe zu erklären sein. — Die Gans schließlich begegnet uns als Rechtswächter im Märchen und in der Sage. Wir kennen aber auch die „Graugans" als Namen eines alten Gesetzbuches.

Immer wieder sind solche Darstellungen in der Kunstgeschichte als Scherz des Baumeisters oder ähnliches erklärt worden, ohne daß jemand sagen konnte, weshalb manche dieser angeblichen Scherze so weit verbreitet sind. Aber, so frei auch das Mittelalter in mancher Hinsicht dachte, seine Kirchen waren ihm ein Heiligtum, in dem Witzeleien nicht geduldet wurden. Wenn wir somit Dinge finden, die aus christlichem Geiste nicht erklärt werden können, so müssen wir die Deutung aus anderen und tieferen Quellen suchen, eben aus dem alten Glauben, der mit seiner Überwindung noch lange nicht tot war.

Das lebhafteste Vergnügen, das ein vernünftiger Mensch in der Welt haben kann, ist, neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem ist, alte Vorurteile loszuwerden.

Friedrich der Große



Abb. 1. Bauernhaus auf einem Vollhof. Wandgestaltung im Altzustand. Dachausbau neuzeitlich. Baujahr vor 1600. 1937 abgebrochen. Landkreis Soltau (Norden). Aufn.: Verfasser

Der Untergang der alten Kultur auf den Heidehöfen der Lüneburger Heide

Von Paul Albers, Hamburg-Marmstorf

Der Gebrauch des Namens „Heide“ als Kennzeichen einer bestimmten Landschaft ist nicht einheitlich. Unter „Heide“ werden in Nordwestdeutschland, in Süddeutschland, im Osten unseres Vaterlandes und in Nordeuropa Gebiete mit verschiedenartiger Pflanzendecke verstanden. Die Namengebung geht sprachlich also in frühe Zeiten zurück.

Das Wort Heide hat eine Wurzel, aus der seine Anwendung für die unterschiedlichen Landschaften gedeutet werden kann. Heide ist Wildboden, eine Fläche, die im Gegensatz zu Acker und Wiese nicht bewirtschaftet wird außer zur Mast, Trift und Streu, sondern in unbearbeitetem Zustand liegenbleibt.

Für Norddeutschland sind es alle die mit der gemeinen Strauchheide bedeckten Freiflächen. So ist es noch heute. Aber der Urzustand der Heidelandschaft ist nicht mehr vorhanden, er ist auch nur noch schwer vorstellbar. Der Mensch hat vor Jahrtausenden einmal kühn in den einst bei uns herrschenden Eichen-Birkenwald eingegriffen, um die wenigen vorhandenen, freien Heideflächen beträchtlich zu vermehren. Es muß angenommen werden, daß die Zucht der Heidschnucken, die das Ergebnis einer schon früh vorgenommenen Kreuzung ist, weitaus größere Heideflächen als vorhanden verlangte; das hat zur Niederlegung großer Mischwaldflächen geführt. Die Schnucke hinderte den Waldnachwuchs. Sie erhielt die Heide jung und honigreich und war dadurch zugleich die beste Fürsorgerin der Immen.

Heidschnucken und Immen waren bis gegen das Ende des letzten Jahrhunderts eine der wichtigsten Grundlagen für die Heidehofwirtschaft. Als Haustiere im weitesten Begriff geben sie der Gesamtanlage des Heidehofes ihr außergewöhnliches Gepräge. Sie sind unlösbar mit dem Grundwesen und der Eigenart dieses Bauernhofes und mit der Landschaft, in die er eingebettet ist, verbunden. Mit den Schnucken und Immen steht und fällt die Sonderstellung des Heidebauernhofes, die er nicht nur in Deutschland, sondern in Europa einnimmt.

Der Heidebauernhof selbst hat bis gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts seine frühere Eigengestalt behalten. Dann aber begann diese Stätte langsam der Entartung zu verfallen. Noch lebt freilich das Erbe der Ahnen, wenn auch auf keiner Hofstatt in einstiger Einheitlichkeit und nirgends seit 30 bis 40 Jahren mehr vollständig. Nur einzelne starke Überreste deuten den früheren Reichtum der schnell versinkenden Kultur an.

Mehr als einundeinhalb Jahrtausend ist das große Langhaus, das Peßler einst zutreffend das Altsachsenhaus genannt hat, der Träger der gesamten Hofgestaltung und das Kernstück der Bauernwirtschaft gewesen. Alle übrigen Hofgebäude sind sein Zubehör, aber keine „Nebengebäude“, aufs engste mit seinem Wesen und seiner Aufgabe verbunden. In seinem Aufbau einst ein Einraumhaus, in seinem Sinn und Zweck ein Einheitshaus von hoher innerer Klarheit und Geschlossenheit, ist es eine der vollendetsten Schöpfungen des Bauernhauses im Werdegang aller germanischen Völker gewesen.

Der Geist dieser Schöpfung wird verkörpert durch die kühne Erfindung des Sparrendaches mit dem Kehlbalken, eine Lösung von solcher Größe, daß sie sich halb Europa eroberte. Dieses inhaltreiche Meisterwerk ist weltanschaulich, baugeschichtlich und kulturell

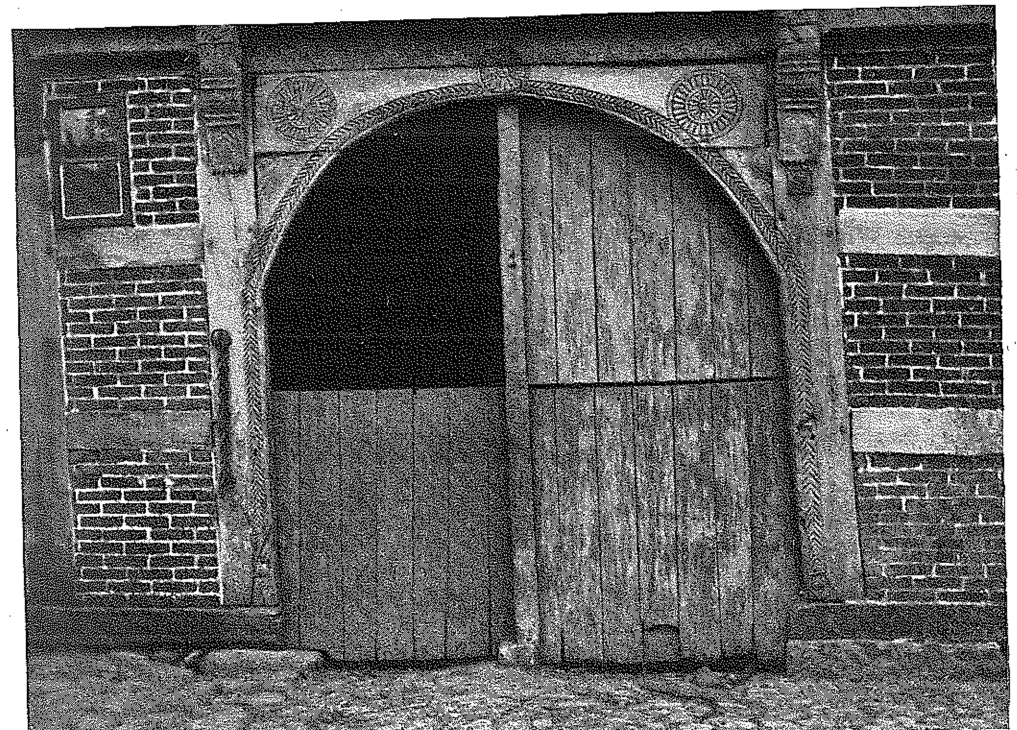


Abb. 2. Das große Einfahrtstor, „Grotdör“, des Bauernhauses mit Kerbschnitt auf Holm und Türrahmen Anno 1622. Einzelvollhof, Landkreis Soltau Aufn.: Verfasser

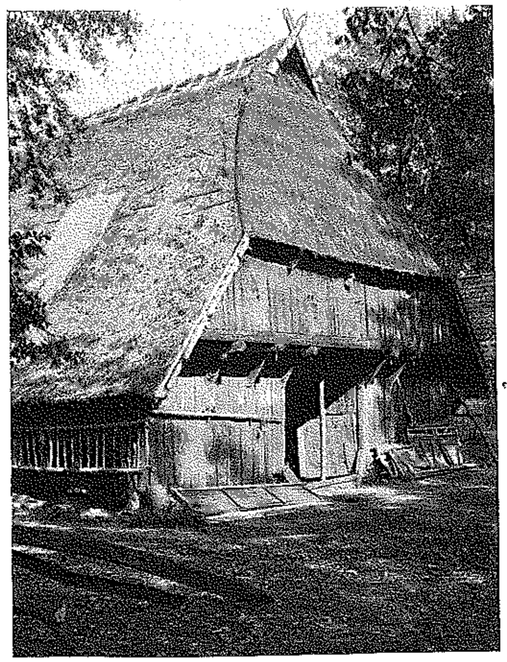


Abb. 3. Vollhof in Hupsahl, Krs. Celle. Die ganze Stallseite des Bauernhauses zeigt eichenes Bohlenfachwerk. Außergewöhnlich starke Vorkragung des Dachgiebels mit Kopfbändern an der Außenseite und schweren Holznägeln. Bald nach 1600.
Aufn.: Verfasser

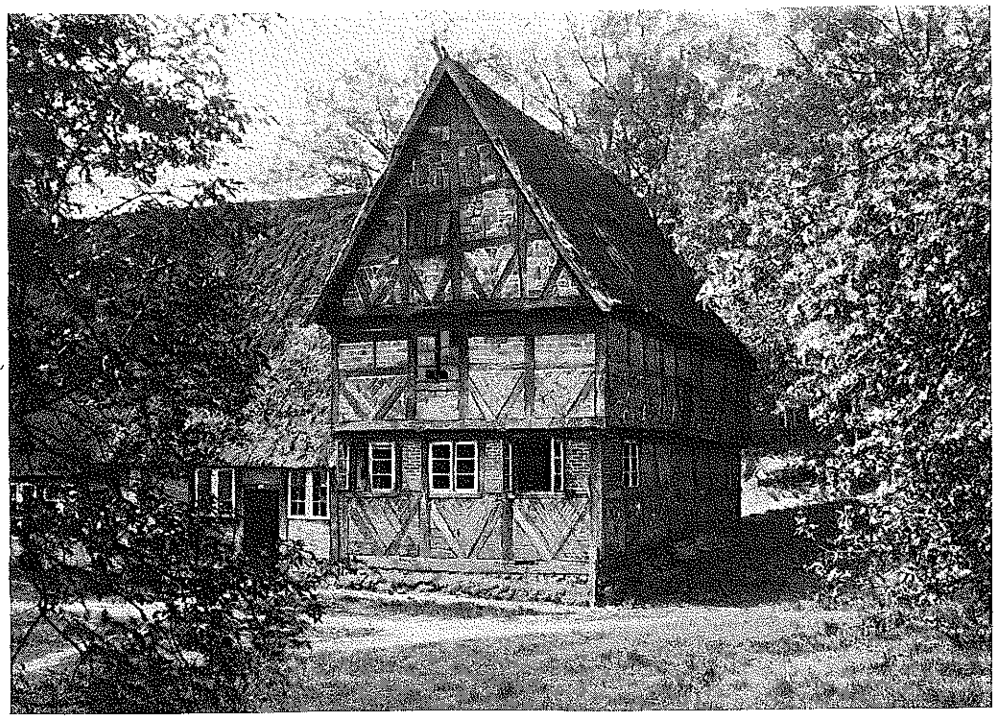


Abb. 4. Der Schmiedehof in Jesteburg, Krs. Harburg mit dem Dönzenspeicher. Erbaut 1659 lt. Inschrift am Schwellenbalken des Obergeschosses. Das Haus ist 1931 abgebrochen.
Aufn.: Dobbertin, Buchholz, Krs. Harburg

von hoher Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft unseres Heidehofes. Seine Gestalt ist gekennzeichnet durch das gewaltige über die gesamte Grundfläche einheitlich in der Längsrichtung sich hinziehende Dach, das auf den beiden Längsseiten bis tief auf die niedrigen Außenwände heruntergeht. Es barg, mit den Höftständern, den Balken und Riegeln zum sturmtrotzenden Baugebilde vereint, unter sich den Einraum. Dieses Dach hütete fürsorglich die im Innern lebende Gemeinschaft von Mensch, Tier und Wirtschaft.

Wer durch die „Grotdör" oder „Missendör" das Haus betritt, steht voller Staunen und Verwunderung vor der Wucht und der seltsamen Eindruckskraft des gegliederten, großen Raumes, der ganz beherrscht wird von dem gewaltigen Ständer- und Balkenwerk, auf dem die ganze Last des hohen Daches ruht.

Bei näherer Betrachtung des Gesamtraumes wird uns alsbald klar, daß er zwar in allen seinen Teilen von beiden Giebeln her ganz übersehbar ist, aber aus zwei verschiedenen Raumgebilden besteht, die in sinnreicher und einfacher Lösung ineinander übergehen. Entgegen der früheren allgemeinen Auffassung sehen heute viele Forscher in „Deele" und „Flett" (germanisch = Fläche, ebener Raum) zwei verschiedene Bauteile, die um eines gemeinsamen Zweckes willen aneinandergelegt sind, indem man das Flett dem Langraum, der Deele, quer vorlagerte und beide durch ein niedriges Gatter mit Mitteltor voneinander trennte.

Beide Räume unterscheiden sich dadurch, daß die Deele durch die paarweise von der Grotdör an durchlaufenden Höftständer in ein breites Hauptschiff und zwei wesentlich schmälere Seitenschiffe aufgeteilt ist, in denen die Tiere mit dem Haupt zur Diele stehen. Dabei ist freilich zu beachten, daß die schweren Höftständer zwar in erster Linie in ein-



Abb. 5. Flett aus dem Jahr 1571 mit Gatter als Abschluß gegen die Diele. Früherer Standort des Hauses in Narjesbergen, Landkrs. Fallingbostel. Anbau des Bomann-Museums in Celle.
Aufn.: Dr. Zaun, Hamburg

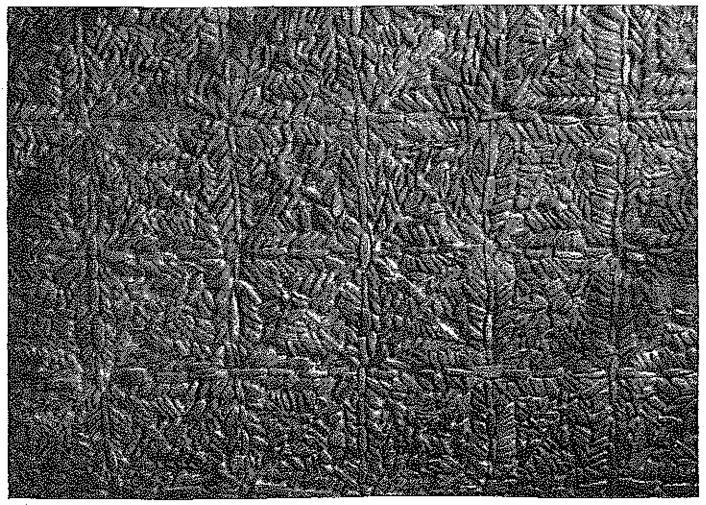


Abb. 6. Kunstvoller Flettfußboden im Bauernhause, zusammengesetzt aus Bachkieseln. Landkreis Soltau (Norden).
Aufn.: Verfasser

heitlichem Verbande mit den auf ihnen ruhenden Längs- und Querbalken die ganze Last des gewaltigen Sparren-Kehlbalkendaches zu tragen haben. Sie sind aber zugleich Pfosten einer Längswand, die die Diele, die alte Dreschtenne, abzuschließen ermöglicht, während die schmalen Seitenschiffe an diesen Mittelbau als Anhängsel nur angekübbt, angeklappt sind und daher fehlen können, ohne daß das Kerngefüge des Hauses auch bei schwerem Sturm irgendwie erschüttert wird. Die Diele als größtes Raumgebilde des Hauses ist daher ein ausgeprägter langgestreckter Rechteckbau.

Wäre das der Diele in seiner Raumgestaltung quer vorgelegte Flett nichts anderes als eine etwas abgeänderte Verlängerung des Dielenraumes, so müßten wir dem Altsachsenhaus die Grundeigenschaft eines baulichen, nicht nur wirtschaftlichen Einheitshauses zusprechen, da die Dachlösung über dem Flett die gleiche ist wie über der Diele und die Ankübbung mit ihrer Dachschräge nicht fehlt.

Aber das Flett ist ein besonderer Bauteil, nicht nur wegen seiner ganz anders gearteten hauswirtschaftlichen Nutzung. Zunächst fehlt ihm ein wesentlicher Bestandteil der Diele, der Höftständer. Um ihn fortlassen zu können, mußte der Luchtbalken im Flettraum ganz erheblich zur Tragung der hohen Dachlast verstärkt werden. Dort, wo der Luchtbalken als ganzer Eichenstamm vom Grotdörgiebel bis zur Feuerwand, also durch das ganze Haus durchläuft, zeigt er mit seinem Wurzelteil über dem Flett die größte Mächtigkeit. Als der Reichtum jahrhundertealter Eichen auf den Höfen zu schwinden begann, halfen Verwandte, Freunde oder Nachbarn häufig aus. Einer schenkte zum Hausbau den fehlenden Teil, die „Lucht" im Flett. Dieses angesetzte Balkenstück war dann in seiner ganzen Länge gleichmäßig stark.

Nach dieser Darstellung wird es verständlich, daß der Bauer den schwersten Balken im Haus, die „Lucht im Flett", mit besonderen Augen ansah und ihm eine hohe Bedeutung beilegte. Er ließ daher, vermutlich in früher Zeit, seinen Namen oder das Baujahr, überwiegend wohl letzteres, in die „Flettlucht" mit dem Kerbmesser eintragen, oder tat es selbst, da er einst dieses wichtige Werkzeug selbst meisterlich zu handhaben wußte.

Das Flett unterschied sich als Sonderteil auch noch dadurch von der Diele, daß es seit alters mit einem Steinpflaster ausgestattet war. Diese Pflasterung bestand wahrscheinlich schon in früher Zeit, jedenfalls schon lange vor 1600, aus kunstvoll zusammengesetzten kleinen Vierecken von schmalen Bachkieseln in Schmuckformen, gekreuzten Stäben oder anderer Ziergestalt, wie sie unser Bild so eindrucksstark zeigt. Diese Kleinarbeit ist ein Meisterwerk der Handwerkskunst. Schon allein die Suche nach diesen kleinen Steinen ist eine hohe Leistung. Die Pflasterung lag in einer Bodendecke von tonigem Lehm und war so fest mit ihm verwachsen, daß ein schwerer Ackerwagen darüber hinwegfahren konnte, ohne daß ein Stein sich rührte oder ausbrach. Der Verfall der Bauernhofkultur führte zur Verwendung von viereckigen gebrannten Ziegelplatten mit einer Viereckpackung von Gletscherkopfsteinen. Das geschah schon um 1600. Der Bauer, auf dessen Hof ich das gezeigte Flettmuster fand, erzählte mir, daß der Handwerker, der eine schadhafte Stelle im Pflaster ausbessern sollte, ihm erklärt habe: „Dat künn we nich mehr, dat is vörbi."

Beide Räume wurden aber nicht nur im Innern durch die Übersichtlichkeit, d. h. durch die Fernhaltung jeden Wandeinbaues und durch die offene Verbindung zueinander zur Einheit erhoben, sondern auch äußerlich durch das gleichartig gestaltete von Giebel zu Giebel durchlaufende hohe Sparrendach.

Alles Leben auf dem Flett wurde beherrscht und beseelt von der Flamme des heiligen Herdfeuers, eines Sinnbildes einigender Kraft, die aus dem Wechsel von Arbeit und Feierstunde, todbereitem Ernst und stiller Heiterkeit, von Winter und Sommer in unserer nordischen Landschaft geboren ist. Die Feuersgefahr der Funken der lodernden Flamme wurde durch den Funkenfang über dem Herd gebannt, der als Feuerrähm in Gestalt von Schlittenkufen seine Hand schützend über das Feuer hielt und an seinen beiden Ausläufern mit Pferdeköpfen geschmückt war oder nach der Diele zu in sternartigen Köpfen endete.

Dieses Feuer durfte nie verlöschen. Nur bei besonders bedeutsamem Anlaß, wie der Hofübergabe, ließ die Bäuerin es versinken und entfachte es neu in feierlicher Handlung. Es galt als Lebensquell in Haus und Hof, der Sonne vergleichbar. Das heilige Herdfeuer war die Ausgangsstätte alles Geschehens im Gesamtleben der bäuerlichen Sippe. Zu ihm als dem Herzen des Hoflebens flutete es schweigend und sinnvoll zurück. An dem gezackten, einst reich verzierten Eisen unter dem Feuerrähm hing der Kessel zur Bereitung der Speise. Um das Feuer versammelte sich alles nach getaner Arbeit. Auf dem Flett schlief die Sippe in schweren, eichenen, kastenartigen Schränken, die an der Feuerwand standen und deren Schiebetür einst vermutlich mit Kerbschnittschmuck versehen war.

Als besondere Stuben, die Dörnzen oder Dönzen in der Längsrichtung des Hauses an die Feuerwand angebaut, besondere seitliche Eingänge zum Flett geschaffen wurden und der Bauer dazu überging, Wandherde in die Feuerwand einzubauen, da begann die alte heilige Herdstätte auf dem Flettboden langsam zu versinken und mit ihr der Sinn und der Geist, mit dem ihre lodernde Flamme diese seltsame Stätte durch ungezählte Jahrhunderte erfüllt hatte. In der ganzen großen und weiten Heide dürfte heute kaum ein Haus mehr stehen, das uns dieses alte Bild noch zeigt und uns einen Begriff seiner inneren Größe und Geschlossenheit zu vermitteln vermöchte.

(Schluß folgt.)

Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse.

Goethe

Zur Frage der mittelalterlichen Bestattungen

Auf Grund von Beobachtungen im Gebiet des Harzes und seines weiteren Vorlandes

Von Karl Schirwitz-Quedlinburg

Die Zeit des beginnenden und frühen Mittelalters, für das Harzgebiet also die Zeit vom 9. bis 13. Jahrhundert, ist, von den rein geschichtlichen und kunstgeschichtlichen sowie den sprachwissenschaftlichen Untersuchungen abgesehen, in bezug auf die anderen Reste menschlichen Seins noch immer als ein besonderes Stiefkind der Forschung anzusehen. Bei allen Bodenuntersuchungen ist den gesamten Kleinfunden: der Keramik, dem Schmuck, den Waffen und dem Gerät, die volle und verdiente Aufmerksamkeit bis in die Neuzeit nur ganz ausnahmsweise zuteil geworden, am allerwenigsten aber den menschlichen Resten selbst, dem Skelettmaterial und den auftretenden Grabanlagen sowie den dabei zu beobachtenden Bestattungssitten. Im folgenden soll nun an Hand älteren und neueren Materials erstmalig für das umschriebene Gebiet der Versuch einer möglichst umfassenden Darstellung der Grabanlagen dieses Zeitabschnittes und einiger festzustellender Bestattungssitten gebracht werden.

Den Untersuchungen liegt das Material von geschichtlich bedeutsamen Stätten und besonders auch von wüst gewordenen Siedlungen zugrunde. — Mit der fortschreitenden Christianisierung wird es die Regel, daß die Menge der Bestattungen in nächster Nähe der Kirchen und Kapellen, und dort in größter Enge und in einem nicht immer zu entwirrenden Über- und Durcheinander, liegt: Quedlinburg: Dom, Königshof, Wüstung Gr.-Orden, Wüstung Marsleben, Wüstung Gr.-Sallersleben; Westerhausen: St. Stephan; Thale: Dorf; Ballenstedt: Schloßkirche; Ditfurt: Wüstung Thekendorf; Königsaue: Wüstung Hergisdorf; Oker: Sudburg, Ilsenburg; Schloßkirche; Werla: Pfalz; Scharzfeld: Steinkirche; Magdeburg: Dom; Goslar: Petersberg; Minsleben. Die Gräber der damaligen führenden Geschlechter, unter ihnen die der Stifter und Schutzherren der Stätten, liegen innerhalb des ummauerten Raumes: Quedlinburg, Ballenstedt, Ilsenburg, Magdeburg, Gernrode, Helfta, Frose, sehr oft in besonderen Grüften: Quedlinburg, Ballenstedt, Magdeburg. An einzelnen der angeführten Orte nun treten auch ältere Bestattungen auf, die an Hand der Beifunde der vorgeschichtlichen Zeit angehören: Quedlinburg — Dom (spät-germanische Urne des 3.—4. Jahrh., Skelettgrab der Übergangszeit mit Waffen), Quedlinburg — Wüstung Gr.-Orden (Fibel aus einem Skelettgrab des 7. Jahrh.), Quedlinburg — Wüstung Marsleben (spät-germanische Urnen des 3.—4. Jahrh., Ohrring aus einem Skelettgrab der Völkerwanderungszeit), Königsaue — Wüstung Hergisdorf (Skelettgräber mit Schwertern, wohl karolingisch-sächsische Zeit); Minsleben wie vorher; Beobachtungen, die auch an ähnlichen Stätten im Westen und Süden des Reiches gemacht wurden und die darauf hinweisen, daß das Christentum ältere Friedhöfe, die im Schatten alter heiliger Stätten lagen, besetzte und fortsetzte. Daneben gibt es bei verschiedenen Wüstungen vereinzelte Gruppen von Bestattungen, einfache Erdgräber, die nach Art der älteren Reihengräberfriedhöfe auf Bodenschwellen außerhalb der Ortslage auftreten, und die, bis auf ganz vereinzelte Eisenmesser, Eisenschnallen und Schmuckperlen, ohne jede Beigaben sind, und deswegen wohl der Übergangszeit, dem 9. Jahrh., angehören werden: Quedlinburg — Wüstung Gr.-Orden, Wüstung Quarmbeck; Wernigerode — Wüstung Marklingerode; Aschersleben — Markusberg. — In allen Grabformen des Mittelalters — auch einige anscheinend besondere Anlagen haben, wie ich im Fortgang der Untersuchungen zeigen werde, in vorchristlicher Zeit ihre Vorläufer — setzt sich nach Anlage und Orientierung, — auch die Ost-West-Ausrichtung der Bestattung tritt

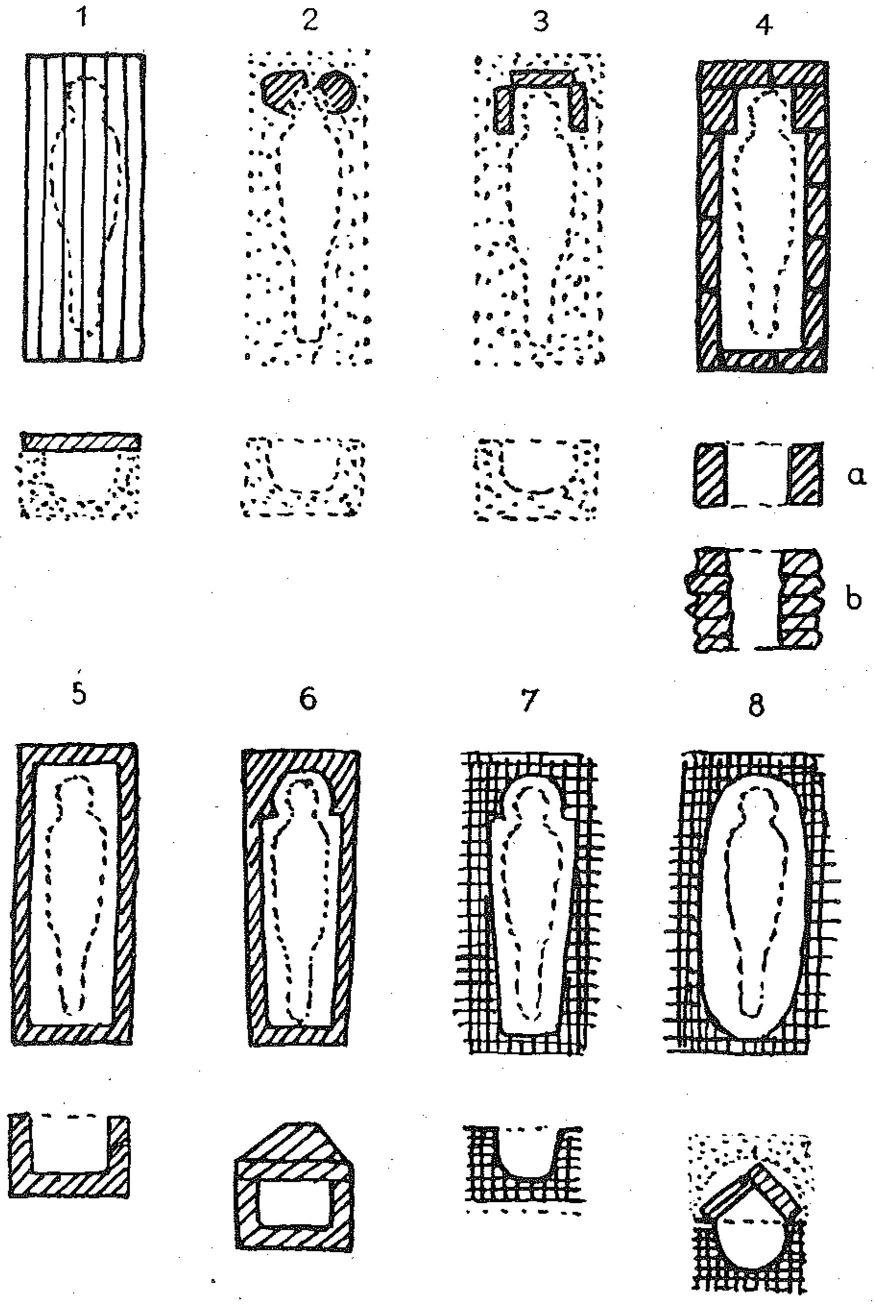


Abb. 1. Erdgrab mit Totenbrett
Abb. 2. Erdgrab mit Kopfunterlage
Abb. 3. Erdgrab mit Kopfschutz
Abb. 4. Steinsetzung, a) Einfassung
b) Trockenmauer

Abb. 5. Steinsarg ohne Kopfnische
Abb. 6. Steinsarg mit Kopfnische
Abb. 7. Felsengrab mit Kopfnische
Abb. 8. Felsengrab ohne Kopfnische

schon in der germanischen Hochzeit, in den ersten Jahrhunderten nach der christlichen Zeitrechnung, auf — ununterbrochen und ohne wesentliche Veränderungen altgermanischer Grabbrauch fort. Die wirklich einschneidenden Unterschiede, die auf christlichen Einfluß zurückgehen, sind allein die endgültige Verlegung der Friedhöfe in den Bannkreis der Kirchen und Kapellen und die aufgezwungene Sitte, den Toten von nun an keine Beigaben mehr mitzugeben. —

Keine der auftretenden Grabformen kann an sich als zeitbestimmend angesehen werden, da sie einmal fast alle sehr langlebig sind — die allermeisten haben schon Vorläufer in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit —, und zum andern selten für sich, in den meisten Fällen dagegen nebeneinander auftreten. — Am häufigsten ist das einfache Erdgrab ohne jeden Schutz: Quedlinburg — Schloßberg und bei den Wüstungen Gr.-Orden, Gr.-Sallersleben, Marsleben und Quarmbeck, Pfalz Werla. Es ist die urtümlichste Form der Bestattung, wie sie auch auf den dem Mittelalter unmittelbar vorausgehenden Friedhöfen der karolingisch-sächsischen Zeit und der Zeit der Völkerwanderung im ganzen germanischen Raum, und im Osten auch bei den Slawen, überwiegend auftritt. Nicht weniger alt und gebräuchlich sind die Gräber, bei denen Holzbretter und -bohlen zum Schutz oder als Auflage für die Leiche verwendet werden: einfache Seitenbretter (Quedlinburg — Wüstung Quarmbeck), einzelne Bretter über oder unter dem Toten, das „Totenbrett" (Abb. 1), das sich in einzelnen deutschen Landschaften, nicht nur in Süddeutschland, bis in die Neuzeit hinein gehalten hat (Anhalt, Friesland), und endlich der festgefügte Holzsarg, der dann in geschichtlicher Zeit die Hauptform des Totenbehälters wird. Auch für die verschiedenen Formen der Verwendung von Holz zeigen sich in karolingisch-sächsischer Zeit sowie in der Zeit der Völkerwanderung entsprechende Beispiele: Seitenbretter, Deck- und Auflagebretter (Totenbretter), Fußbohlen, im Harzraum[1], in Thüringen[2], in Süddeutschland[3], im Westen[4], im slawischen Osten[5], Nackenholz auf dem Totenbrett[6] — Holzsärge in Süd- und Westdeutschland, sowie im slawischen Osten[7]. Auch vereinzelte Baumsargbestattungen (Totenbäume) sind im frühen Mittelalter beobachtet worden: Westfalen[8]. Sie gehen auf die gleichen Erscheinungen der karolingisch-sächsischen Zeit und die der Zeit der Völkerwanderung in Nord-, West- und Süddeutschland zurück[9]. Auch im slawischen Osten kommen sie vereinzelt vor[10].

Nicht selten ist dann endlich auch die Verwendung des Steins in den mittelalterlichen Grabanlagen, und zwar in den mannigfaltigsten Formen: als einfache Kopfunterlage, als Seitenschutz für den Kopf, als Einfassung und Bedeckung des ganzen Körpers, von der einfachen Steinsetzung an bis zu den sorgfältigen Steinkisten und Steinsärgen. Für die Zeitbestimmung können die einzelnen Steingrabformen des frühen Mittelalters, mit Ausnahme derer, die einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten sicher zuzuweisen sind und derer, die *sichere* stilistische Merkmale aufweisen, nicht eingesetzt werden. Sie erstrecken sich über den Großraum des altgermanischen Gebietes und dauern mehrere Jahrhun-

[1] Mannus XXIV, 555. — Krone, Die Vorgeschichte des Braunschweiger Landes, S. 121.
[2] Holter, Das Gräberfeld von Obermöllern, S. 7. — Möller, Der Derfflingerhügel bei Kalbsrieth, S. 52.
[3] v. Chlingensperg, Das Gräberfeld von Reichenhall. — Fundberichte aus Schwaben. N. F. III, 155. — Wagner, Fundstätten und Fundberichte im Großherzogtum Baden, II, 302. — Zeitschrift f. Ethnologie, XXI. Verh. 374.
[4] L. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 98 und 126.
[5] Schranil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, S. 296. — Frenzel, Radig, Reche, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens, S. 164.
[6] Fundberichte aus Schwaben. N. F. V, 109.
[7] Paret, Urgeschichte Württembergs, S. 156.
[8] Archiv f. Anthropologie, XVII, S. 339 u. Tfl. 13—16.
[9] Jacob-Friesen, Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, S. 189. — Götze, Die altthüringischen Funde von Weimar, S. 6. — Lindenschmit a. a. O. S. 118. — Paret a. a. O. S. 155.
[10] Schranil a. a. O. S. 296.

derte. Die am sorgfältigsten ausgeführten Steingräber werden den führenden Geschlechtern zuzurechnen sein, und im übrigen mögen sich auch manchmal landschaftliche Eigenheiten darin ausdrücken. Die Form einer dem Kopf nachgearbeiteten besonderen Nische in den Kopfsteinen der Steinsetzungen und der Steinsärge ist besonders in Mitteldeutschland entwickelt und hier bereits für das 10. Jahrhundert sicher belegt (Quedlinburg, Dom und Wüstung Gr.-Orden). Aber auch hierfür, wie auch für alle anderen Formen dieser Steingräber finden sich entsprechende Hinweise in der germanischen Vorzeit, besonders in der Zeit der Völkerwanderung: a) Kopfunterlagen (Abb. 2): auf dem frühmittelalterlichen Friedhof der Wüstung Quarmbeck bei Quedlinburg (in einem Falle ist sogar ein Eisengußkuchen dazu verwandt worden). Auch sie sind auf alemannischen und fränkischen Friedhöfen des Südens und Westens bis hin zum 9. Jahrhundert nicht selten[11], ebenso im Osten[12]. b) Einfacher Kopfschutz durch Einfassung aus Feldsteinen oder Quadern (Abb. 3): Quedlinburg, Wüstung Gr.-Sallersleben, Scharzfeld, Pfalz Werla. Auch diese Form findet sich schon auf den älteren Friedhöfen Süd- und Westdeutschlands[13]. c) Teilweise und ganze Einfassung des Körpers durch Feldsteine, plattenförmige Quader (Abb. 4a) oder Trockenmauern, zum Teil mit gemauerter oder gehauener Nische für den Kopf (Abb. 4b): Quedlinburg — Wüstung Quarmbeck; Scharzfeld; Quedlinburg — Wüstung Marsleben, Gr.-Sallersleben und Gr.-Orden, Königshof; Oker-Sudburg; Thale — Wendhusen; Pfalz Werla; Scharzfeld; Magdeburg — Dom; Altenburg/Thür. — Schloßhof, Merseburg-Altenburg, Ballenstedt — Schloßkirche. Bretter, Steinplatten und Steinpackungen bildeten die obere Abdeckung: Ballenstedt, Scharzfeld, Merseburg, Magdeburg. Auch für diese in Mitteldeutschland üblichen mittelalterlichen Grabformen bringen die älteren Friedhöfe dieses Gebietes und des Südens und Westens, wie auch des slawischen Gebietes, genügend zahlreiche Hinweise[14]. Ebenso finden sich dort für die besonders geformten Kopfsteine entsprechende Vorformen[15]. —

Steinsärge ohne (Abb. 5) und mit Kopfnische (Abb. 6) aus der Zeit des frühen Mittelalters finden sich überwiegend da, wo führende Geschlechter bestatteten: Braunschweig — Dom; Halle/S. — Moritzkloster; Magdeburg — Dom (aus Gußestrich); Petersberg b. Halle; Quedlinburg — Dom und Königshof und Wüstungen Gr.-Orden und Marsleben; Walbeck (aus Gußestrich, verziert). Über das Alter der Kopfnischen ist im Vorhergehenden bereits gesprochen worden. Die Steinsärge als solche sind schon früh im ganzen burgundischen, fränkischen und alemannischen Gebiet verbreitet. Bekannt ist die mehrmalige Benutzung römischer Steinsärge für spätere germanische Bestattungen[16]. Nicht selten sind dann auch germanische Steinsärge selbst im gesamten Süden und Westen des Reiches aus der Zeit der Völkerwanderung[17], die flache Deckplatten oder halbrunde oder dachförmige Deckel, die auch manchmal Verzierungen aufweisen, als Abschluß haben.

[11] Zeitschrift f. Ethnologie, XXI. Verh., S. 370 (Grab des Langobardenherzogs Giuself). Fundberichte aus Schwaben. N. F. I, 109. — Wagner a. a. O. II, 83. — Staehle, Urgeschichte des Enzgebietes, S. 134. — Mannus XXVIII, 269. — Katalog des Bayrischen Nationalmuseums S. 197.
[12] Schranil a. a. O. S. 296.
[13] Staehle a. a. O. S. 137. — Mannus XXVIII, 269. — Fundberichte aus Schwaben XX, 69 u. N. F. V, 109.
[14] Staehle a. a. O. S. 138. — Paret a. a. O. S. 215. — Lindenschmit a. a. O. — Wagner a. a. O. I, 8 u. 89, II, 69 u. 83. — Germanenerbe II, 39. — Fremersdorf, Spätrömische (frühgeschichtliche) Gräber von St. Severin-Köln. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft zu Zürich XVIII, Heft 3. Anzeiger für elsässische Altertumskunde VI, 479. — Aarboger 1897, S. 222. Korrespbl. der westdeutschen Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst X, 173. Mannus XXI, 72, XXIII, 66, XXIV, 555, XXVIII, 252 u. 269. — Zeitschrift des Harzvereins für Gesch. u. Altertumskde V, 199. — Schranil a. a. O. S. 296. — Frenzel, Radig, Reche a. a. O. S. 164.
[15] Wagner a. a. O. I, 145. — Fundberichte aus Schwaben I, 57.
[16] Fremersdorf a. a. O. — Zeitschrift f. Ethn. XXI V. 374.
[17] Lindenschmit a. a. O. S. 109—110. — Mannus XXI, 72. — Mitteil. d. Antiqu. Ges. z. Zürich XVIII, Heft 3. — Korr.bl. d. westd. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst X, 173.

Aus rheinischen Gesteinen gefertigte Steinsärge (ohne Kopfnische) sind in Nordwest-Deutschland aufgedeckt worden: Bremen — Domberg; Ostfriesland[18]. Für die Steinsärge mit Kopfnische dagegen, die dem mitteldeutschen Raum seit wenigstens dem 10. Jahrhundert besonders eigen sind, muß die Anfertigung innerhalb des Gebietes angenommen werden. Die Untersuchung der hierfür verwandten Gesteine kann dabei von ausschlaggebender Bedeutung sein. —

In engem Zusammenhange mit den Steinsärgen stehen dann die auf ebenfalls mittelalterlichen Friedhöfen auftauchenden e) Felsengräber (Abb. 7 und 8), die ausnahmslos an besonders bedeutsame Stätten gebunden erscheinen und die bisher nur aus dem Gebiet nördlich und westlich des Harzes bekannt geworden sind: Ballenstedt, ovale Nische außerhalb der Schloßkirche — Essen, Münsterkirche — Externsteine — Quedlinburg, vor dem Dom — Scharzfeld, Steinkirche. — Scheinbar ohne Beispiel, lebt auch in diesen wenigen, ganz besonderen Erscheinungen altgermanisches Brauchtum fort, wie es für den westgermanischen Raum zwischen Elbe und Rhein, zwischen Alpen und den deutschen Mittelgebirgen mehrfach gerade für die Zeit der Völkerwanderung bezeugt ist, also auf sächsischem, thüringischem, alemannischem, burgundischem und fränkischem Boden[19]. —

Selbst der einzigartige Schacht im Dom zu Quedlinburg und die Gänge im selben Burgfelsen haben auf alemannischem Gebiet ihr dort für die Zeit der Völkerwanderung in Anspruch zu nehmendes Gegenbeispiel, das Doppelgrab in einem Schacht mit Gang von Wittislingen[20]. —

Nicht anders endlich liegt die Sache für einige grabsteinartige Gebilde aus dem Vorlande des Harzes: Quedlinburg — Pfeiler in der Kapelle auf dem Königshof — die Steinplatten von der Wüstung Marsleben, von Morsleben, Kr. Neuhaldensleben, von Gutenswegen, Kr. Wolmirstedt, und von Gr.-Twülpstedt, Kr. Helmstedt, die alle aufs deutlichste frühe und engste Beziehungen zum fränkischen Rheingebiet erkennen lassen[21].

War im Vorangegangenen bisher nur von der Anlage der mittelalterlichen Gräber sowie von ihren älteren Vorbildern die Rede, so mögen im Folgenden noch einzelne Beispiele zeigen, welche Anschauungen für einige auffallende Erscheinungen auf mittelalterlichen Friedhöfen maßgebend waren und wie diese geistigen Hintergründe nicht etwa aus einer neuen Denkweise kommen, sondern auch nur uraltes artgebundenes Denken und Handeln fortsetzen. — So sind auf mittelalterlichen Friedhöfen Doppelbestattungen nicht selten: Quedlinburg, Wüstung Quarmbeck, Scharzfeld. Sie bilden die Fortsetzung alter Anschauungen und Sitten im germanischen Raum[22], Anschauungen, die sich dann auch noch auf slawischen Friedhöfen zeigen[23]. — Bis weit hinein ins Mittelalter, zum Teil sogar bis zur Neuzeit, lassen sich dann noch folgende Sitten verfolgen: Die Abseitsbestattung, die Bestattung in Bauchlage, das Bedecken des Toten mit schweren Steinen: Quedlinburg, Wüstung Quarmbeck, Scharzfeld. — Sitten, die sich ebenfalls weit zurückverfolgen lassen und auch auf slawisches Gebiet übergreifen[24]. — Die Tatsache von Krüppelbestattungen: Quedlinburg, Dom und Wüstung Gr.-Orden — Scharzfeld, geht ebenfalls über die Zeit des frühen Mittelalters hinaus, vielenorts bis in die der frühen Völkerwanderung[25]. — Skelette ohne Schädel, einzelne Schädel, stark zerstückelte Skelette kommen ebenso auf vielen mittelalterlichen Friedhöfen vor. Wo diese Fälle sich einwandfrei beobachten ließen — denn mit der Zerstörung älterer durch jüngere Bestattungen muß auf stark und länger belegten Friedhöfen immer gerechnet werden —, bezeugen sie auch nur eine Fortsetzung alten Brauchtums. Noch die vita des heil. Arnulf berichtet von dem „heidnischen" Brauch der Leichenzerstücklung[26]. —

Nicht selten finden sich in der Füllerde frühmittelalterlicher Gräber auch Holzkohlenreste, zum Teil lagen- und nesterweise, als Reste von Totenfeuern: Ballenstedt — Schloßkirche, Quedlinburg — Gr.-Orden und Quarmbeck, Scharzfeld, die sich ebenfalls schon in der vorangehenden karolingisch-sächsischen Zeit und der Zeit der Völkerwanderung beobachten lassen[27]. — Auch die bis in die Neuzeit reichende Sitte des Totenpfennigs: Quedlinburg — Alt- und Neustadt, reicht bis in diese Zeiten zurück[28]. —

Ebenso gehen die Sagen vom „Alten im Berge", von Kaiser Karl, der sitzend in einer Gruft „beigesetzt" wurde, von Heinrich und Barbarossa, den unvergessenen Volkshelden, die, im hohlen Berge sitzend, der Wiederkehr harren, letzten Endes auf einen seltenen, verklungenen germanischen Totenbrauch zurück. Auf Friedhöfen Schwedens aus der Zeit der Völkerwanderung sind verschiedentlich sitzende Bestattungen freigelegt und auch der „Totenstuhl" beobachtet worden. Noch im 10. Jahrhundert läßt sich ein Halberstädter Bischof Sigismund, † 923, sitzend „beisetzen"[29]. — Nicht minder zäh hat der Volksmund endlich in einzelnen Flurnamen die Erinnerung an solche der christlichen Zeit vorausgehenden Totenstätten bewahrt: Derenburg und Quedlinburg „Totenkopf" — Hedersleben „Am verlorenen Weg" — in Schwaben „Am Totenweg" und „Totenbaum"[30]. —

So wenig vollständig diese Ausführungen beim augenblicklichen Stande der Forschung auch nur sein können — ein Mangel, der seine Hauptursache in dem leider so geringen Interesse der Forschung an diesen Begräbnisplätzen selbst hat —, so vermögen sie doch immerhin zu zeigen, wie wichtig und notwendig es ist, auch den scheinbar so wenig bedeutenden mittelalterlichen Friedhöfen die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, da diese Plätze, obwohl sie in schon christliche Zeiten fallen, in der Anlage der Gräber und den zu beobachtenden Bestattungssitten weiter ganz „germanisch" bleiben. —

---

[18] Zeitschrift f. Ethnologie VI, Verh. 244, VII, Verh. 120, XXII, Verh. 403.
[19] Lindenschmit a. a. O. S. 109. — J. Friesen a. a. O. S. 181 u. 189. — v. Chlingensperg a. a. O. — Katalog d. Bayr. Nat.-Mus. S. 249. — Fundberichte aus Schwaben I, 57. — Ebert, Reallexikon für Vorgeschichte, Bd. XI, 81. — Möller, Der Derfflingerhügel bei Kalbsrieth, S. 52.
[20] Katalog d. Bayr. Nat.-Mus. S. 249. — Wagner a. a. O. I, 136.
[21] Jahresschrift der sächs.-thür. Länder XXIV, S. 255—262. — Lindenschmit a. a. O. S. 110 bis 111. — Archiv f. Anthropologie N. F. XV, 304.
[22] Mannus XXI, 38, und XXIV, 555. — J. Friesen a. a. O. S. 183.
[23] Frenzel, Radig, Reche a. a. O. 232.
[24] Mannus XXIV, 555, u. XXIII, 202. — v. Chlingensperg a. a. O. — Fundberichte aus Schwaben N. F. V, 109. — Frenzel, Radig, Reche a. a. O. S. 248.
[25] Götze a. a. O. Tfl. 18. — Fundberichte aus Schwaben XX, 62.
[26] v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, S. 17. — Mannus XXI, 309. — Frenzel, Radig, Reche a. a. O. S. 250, 255 u. 260. — Staehle a. a. O. S. 130. Paret a. a. O. S. 156.
[27] Holter a. a. O. S. 7. — v. Chlingensperg a. a. O. — Mannus XXIII, 66, u. XXIV, 555. — Götze a. a. O. S. 6. — Krone a. a. O. S. 120.
[28] Zeitschrift für Ethnologie XXI, Verh. S. 29. — Frenzel, Radig, Reche a. a. O. S. 256. — Lindenschmit a. a. O. S. 133. — v. Chlingensperg a. a. O.
[29] Fundberichte aus Schwaben. N. F. III, 157. — Zeitschrift für Ethnologie, XV, 623.
[30] Wagner a. a. O. I, 224. — Fundberichte aus Schwaben II, 28.

Wer sich selbst verläßt, der wird verlassen; das Volk, das an sich verzweifelt, an dem verzweifelt die Welt, und die Geschichte schweigt auf ewig von ihm. Unser Volk ist in einem jeglichen von uns – darum lasset uns wacker sein.

E. M. Arndt

Wetzrillen an mittelalterlichen Bauten
Ihre Herkunft und Bedeutung
Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde

Von Carl J. H. Dillinger, Berlin

An vielen mittelalterlichen Bauten, vor allem auch an Kirchen finden wir meist in der Nähe des Portals, aber auch an den Portalgewänden neben runden Vertiefungen, sogenannten Näpfchen, längere oder kürzere streifenartige Rillen, die vom Volksmund mangels einer einleuchtenden Erklärung ihrer Entstehung meist mit dem Namen „Teufelskrallen" bezeichnet werden. Es soll hier nicht näher auf die verschiedenen Erklärungsversuche eingegangen werden, die in den wenigen über die Wetz- oder Schliffrillen vorhandenen Abhandlungen gegeben werden. Ebensowenig soll hier andererseits eine umfassende Zusammenstellung aller Orte, an denen Wetzrillen beobachtet werden können, versucht oder gar geboten werden, da dies für die Beschreibung und Untersuchung der Bedeutung dieser meist wenig beachteten und bei Wiederherstellungen von Kirchen und Profanbauten daher oft verständnislos beseitigten Denkmale mittelalterlichen Volkstums auch nicht notwendig ist. Es genügt, wenn darauf verwiesen wird, daß Wetzrillen wohl in allen Teilen Deutschlands beobachtet werden können. (Ob auch außerhalb der heutigen Grenzen Deutschlands, die sich bekanntlich ja keineswegs mit den Grenzen der deutschen Sprache, Sitte und Kultur decken, mag dahingestellt bleiben.) Einige Beispiele des Vorkommens der Wetzrillen seien hier aufgezählt:

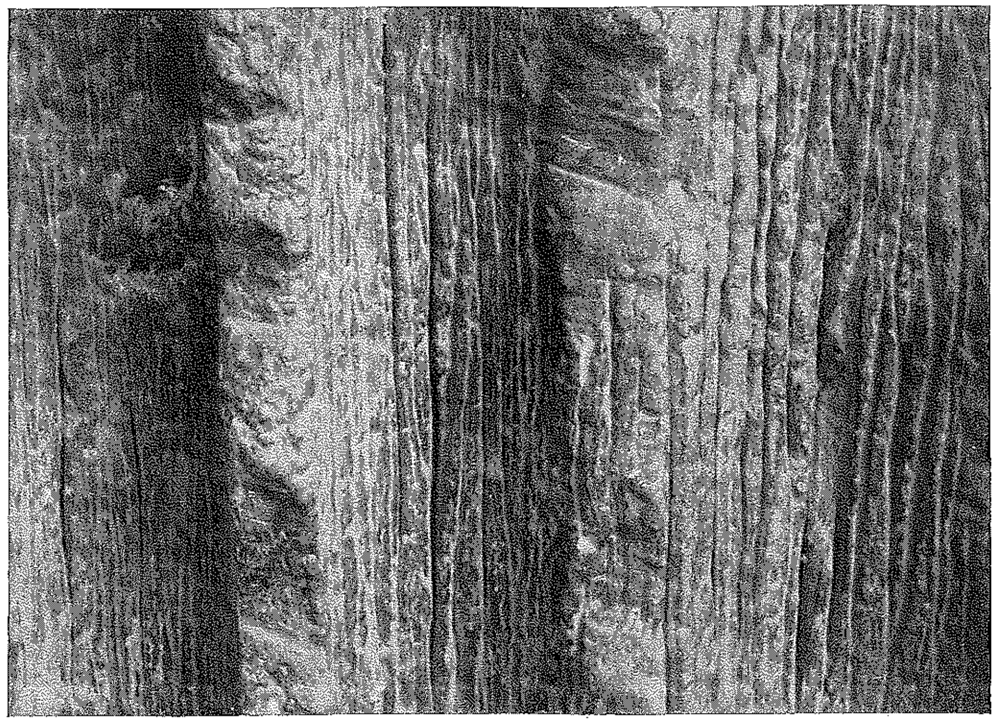


Abb. 1. Dom Frankfurt a. d. Oder. Wetzrillen rechts der nach Norden gerichteten Türe zur Taufkapelle, auch Brauttüre genannt. Der Abstand der Rippen beträgt von Mitte zu Mitte 20 cm.
Aufn.: K. Gofferje

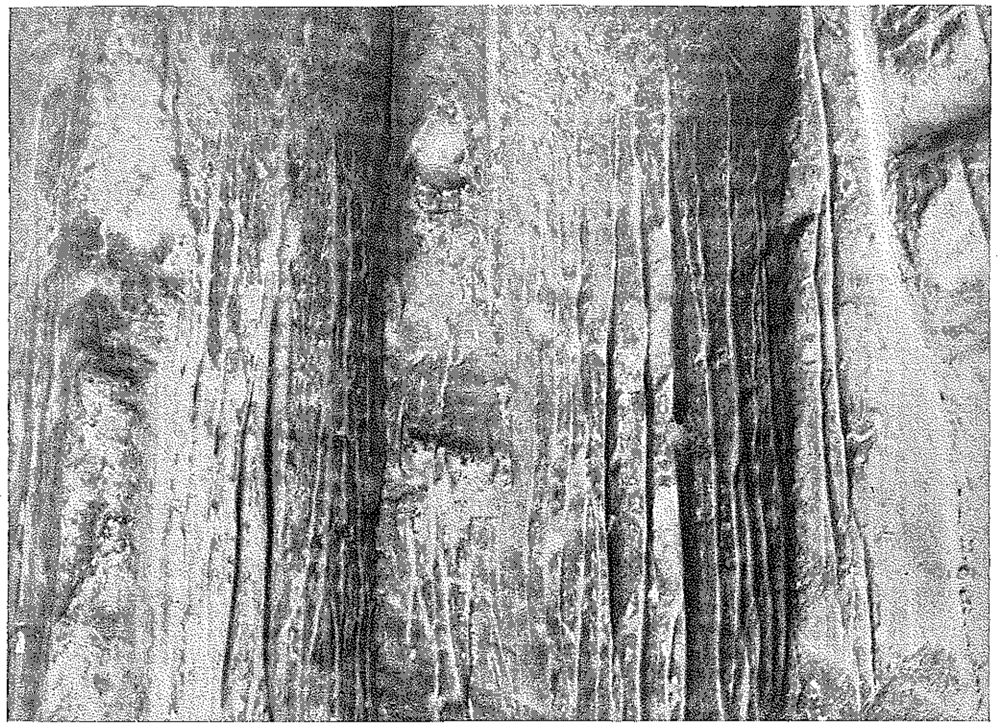


Abb. 2. Dom Frankfurt a. d. Oder. Wetzrillen links der nach Norden gerichteten Türe zur Taufkapelle
Aufn.: K. Gofferje

Frankfurt a. d. O. Marienkirche. Links und rechts am Sockel des dem Rathause zugekehrten Nordwestportals (erbaut um 1376);
Braunschweig, Dom. An dem der Burg Dankwarderode gegenüberliegenden Portal zu dessen beiden Seiten;
Reinhardsbrunn i. Thür. Kloster, Torbogen in der Klostermauer;
Gotha, Augustinerkloster. In der Vorhalle zum Kreuzgang auf der Ostseite eines Torbogenpfeilers;
Loccum, Kloster, Tor;
Halberstadt, Dom;
Goslar, Domkapelle. Auf der Nordseite des abgerissenen Domes, am Gewände des Doppelportales[1];
Worms, Dom. Am südöstlichen Turm und an der Außenwand des nördlichen Seitenschiffs;
Kahla (Sachsen-Altenburg), Stadtkirche, Eingangstüre;
Ummerstadt (Krs. Hildburghausen), Rillen an der Kirchhofmauer.

Auch am Dom zu Mainz, an der Stiftskirche zu Oppenheim, der Stiftskirche zu Kaiserslautern, der Klosterkirche zu Otterberg (Rheinpfalz), der Johanniskirche zu Schweinfurt, der Stiftskirche zu Aschaffenburg — um noch einige Namen hier zu geben! — begegnen uns die Wetzrillen; eine genaue Erforschung der mittelalterlichen Bauten Deutschlands, der romanischen sowohl wie auch der goti-

[1] Siehe Abb. 55 auf Tafel V in: Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Reg.-Bezirk Hildesheim, 1. und 2. Goslar, Hannover 1901.



Abb. 3. Dom zu Frankfurt a. d. Oder. Näpfchen und Wetzrillen am Pfeiler neben der „Brauttüre", dieser abgewandt etwa nach Ostsüdost gerichtet. Die Marken befinden sich an der geschwungenen oberen Abschrägung des Sockels. Aufn.: K. Gofferje

schen, dürfte eine lange Liste solcher Orte ergeben, an denen überall diese Wetzrillen angetroffen werden[2].

Betrachten wir näher die eben angeführten Beispiele für das Vorkommen der Wetzrillen, so fällt uns auf, daß sie eigentlich an den verschiedensten Stellen an Kirchen- und Klosterbauten zu finden sind[3]. Denn einmal ist es das am Marktplatz in der Nähe des Rathauses gelegene **Portal einer Stadtkirche** (Frankfurt a. d. O. und Kahla), dann **die Wand eines Domes** (Worms), oder auch das Portal (Braunschweig, Halberstadt), oder die **Vorhalle eines Klostergebäudes** (Gotha), oder auch der **Klostereingang** (Reinhardsbrunn). Aber das eine Gemeinsame läßt sich stets feststellen: **die Wetzrillen sind immer an einer nicht dem öffentlichen Verkehr entzogenen Stelle zu finden**, also dort, wo die Allgemeinheit Zugang hatte. Anders gesagt: **es sind jene Stellen, an und vor den Kirchen, an denen im Mittelalter Gerichtssitzungen und andere öffentliche Handlungen vorgenommen wurden.**

Hatten die Gerichtssitzungen unserer germanischen Vorfahren im Wald unter Bäumen

[2] Leider enthalten die meisten Kunstdenkmäler-Werke bei der Beschreibung der Bauten keinerlei Mitteilungen und Hinweise auf die Wetzrillen.

[3] An Burg- und sonstigen Profanbauten vorkommende Wetzrillen haben die gleiche Bedeutung, wie die an Sakralbauten; wenn ich hierfür keine Beispiele angegeben habe, so deswegen, weil mir einzelne Orte, an denen Wetzrillen nachweisbar sind, augenblicklich nicht bekannt sind. Die Bedeutung der Wetzrillen an Grabsteinen lasse ich hier außer acht. Die an Wegkreuzen und ähnlichen Denkmalen zu beobachtenden Wetzrillen gehen in ihrer Bedeutung mit den an den Kirchen zu findenden gleich.

(besonders gern unter Linden), auf Wiesen und Bergen, bei großen Steinen oder vor den Toren der Siedelungen an den Straßen stattgefunden, so wurde mit der Einführung des Christentums der Ort der Gerichtssitzung gern vor das Portal der Kirche oder auf den Kirchhof verlegt. Auch an der geweihten Kirchhofmauer oder vor dem Eingang zum Kloster befanden sich die Orte der Gerichtsstätte[4].

Vor allem wurden, wie schon gesagt, vor den Portalen der Kirchengebäude Gerichtssitzungen abgehalten. So sind uns Beispiele hierfür aus Frankfurt a. M. und Magdeburg (für letzteres a. d. J. 1463 z. B.) überliefert, wo beidemal vor der „roten Tür" die Gerichtsstätte lag. In Magdeburg war es die erzbischöfliche[5]. Aber auch für Kloster- und Stiftskirchen trifft dies zu, und wir wissen z. B., daß im Jahre 1391 im „Paradies" des St. Zyriakusstiftes zu Neuhausen bei Worms eine Gerichtssitzung stattfand[6]. In Worms finden wir am Dom Wetzrillen, und zwar am südöstlichen Turm und am nördlichen Seitenschiff, und gerade die an dem letzgenannten Ort erinnern uns daran, daß auf dieser Seite des Domes im Mittelalter wichtige Rechtshandlungen stattgefunden

[4] Grimm, Rechtsaltertümer II, S. 411 u. folg., führt verschiedene Belege dafür an: unter dem Kirchenthor; Gericht an der geweihten Kirchmauer; ante portam fratrum predicatorum.

[5] H. Otto, Handbuch der Kirchlichen Kunstdenkmäler I, S. 85, Leipzig 1883.

[6] Boos, Urkunden der Stadt Worms, Band II, S. 627 Nr. 958. Wie aus der hier abgedruckten Urkunde hervorgeht, war die Verhandlung „im Jare v. Chr. geb. M.ccc.xci, vff den V. tag des Monats Aprilis zu Nuhusen vor dem Stiefft Jme paradiese, morgens nach prime zytt". Anwesend waren einige Stiftspersonen, die Müller der an dem strittigen Wasserlauf gelegenen Mühlen, sowie alle „geschworne gemelter Beche". Bemerkenswert ist noch, daß das Stift von König Dagobert in einem königlichen Palast gegründet worden war, und daß der Kaiser Sitz und Stimme im Kapitel und das Recht der Präsentation eines Geistlichen zur Besetzung einer Pfründe hatte.

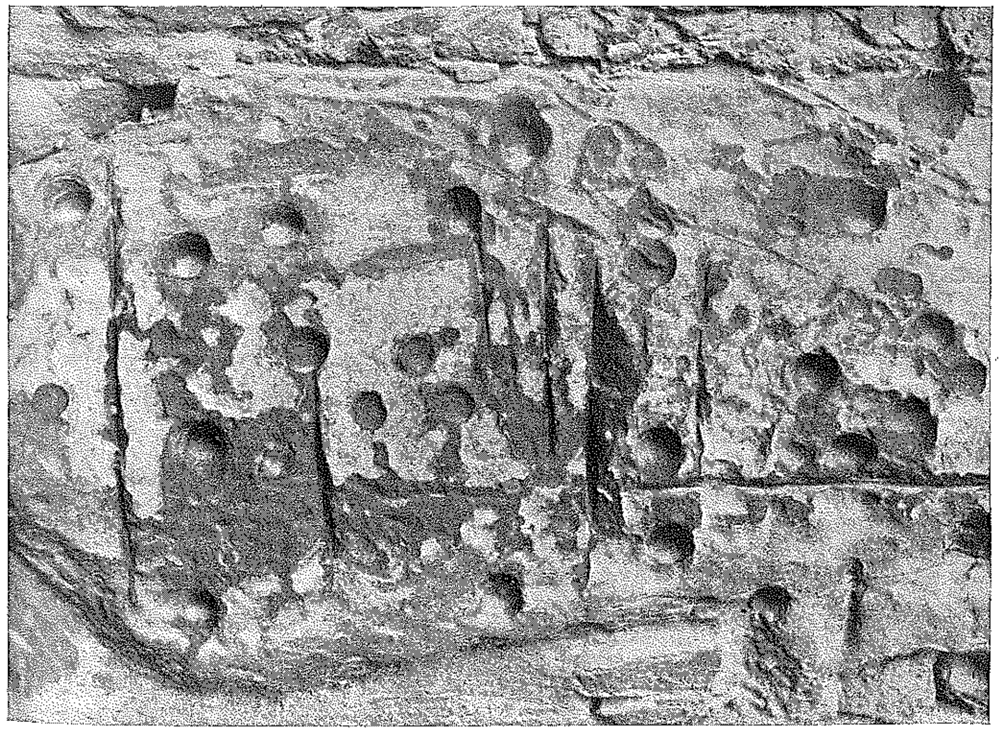


Abb. 4. Dom zu Frankfurt a. d. Oder. Wetzmarken am 2. Pfeiler von der „Brauttüre" aus, mehr nach Südost gerichtet als Abb. 3 Aufn. K. Gofferje

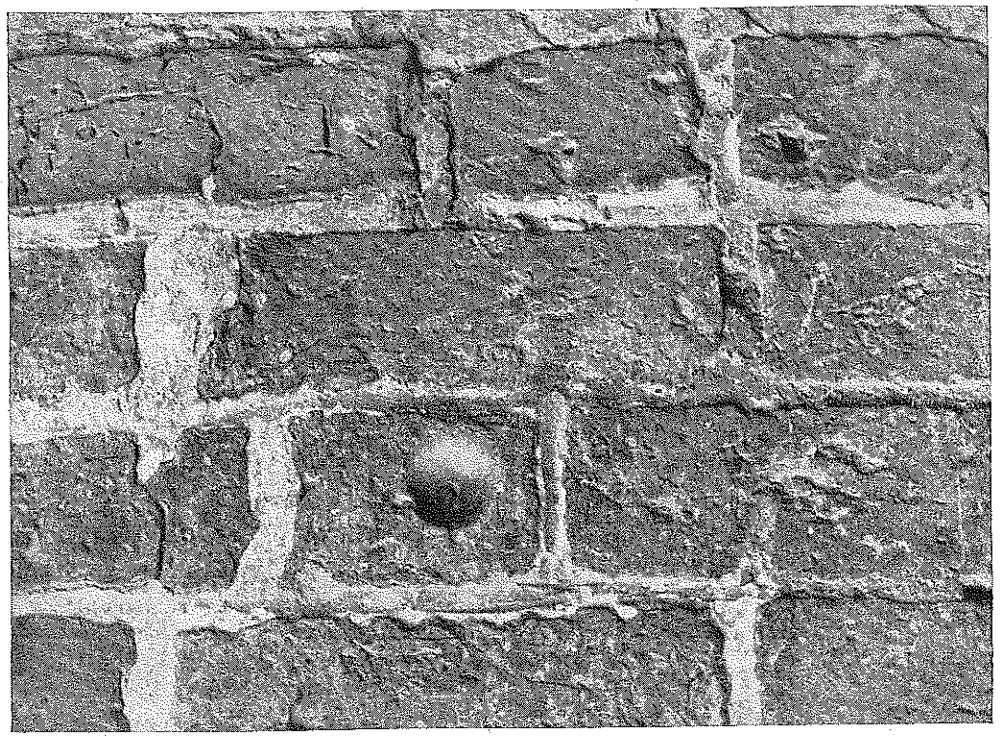


Abb. 5. Dom zu Frankfurt a. d. Oder. Näpfchen, 25 cm über der Sockeloberkante im Mauerwerk
Aufn.: K. Gosserje

haben. Es sei hier nur darauf aufmerksam gemacht, daß hier die sogenannte „Saalstiege" lag, die im Verfassungsleben der Stadt eine bedeutende Rolle spielte[7].

Damit auch eine Dorfkirche unter den Beispielen nicht fehle, sei auf das Weistum von Verstatt (im Rheingau) verwiesen. Es wurde im Jahre 1489 „uff eyme fryhen platz vor der kirchen daselbst" abgeschlossen[8].

Es muß ferner daran erinnert werden, daß vor den Kirchenportalen der Trauungsakt

[7] Vgl. Boos, Quellen zur Geschichte der Stadt Worms, Bd. III, Berlin 1893, S. 709. Nach einem 1744 aufgenommenen Lageplan, nachdem die „Saalstiege" bei den verschiedenen Umbauten und durch Zerstörungen bedingten Neubauten des Bischofshofes längst verschwunden war, wird dieser Platz vor dem Dome bezeichnet als „Ort ... so zur Publication derer hohen Aembter" benutzt wurde. Ganz dicht dabei, aber noch näher am Dom, standen zwei sog. Immunitätssteine, wie sie rings um den Dombezirk zur Abgrenzung des bischöflichen vom städtischen Gebiete dienten. Auf der einen Seite gegen den Dom zu war das Bild St. Peters, auf der Stadt zu der Schlüssel, das Stadtwappen. Die Saalstiege wird in den Berichten über Rechtshandlungen mehrfach erwähnt, so z. B. beim Einzug des Bischofs im Jahre 1427 (Boos a. a. O. III, S. 332), wo der Bischof vor der „steynern stiege" vom Pferd absaß. Im Eidbuch ist fol. 97e (Boos, a. a. O. III, S. 347) unterm 13. Okt. 1409 ein Kapitel, das von „zweyunge under etlichen unsern bürgern" und der Beilegung des Streites handelt, überschrieben „Una pronunciacio super stegam", und unterm 23. II. 1421 ist hier eine Gerichtsverhandlung gegen einen Münzfälscher, dem das Betreten der Stadt verboten wird (Boos a. a. O. III, S. 347). Von besonderer Bedeutung ist eine Mitteilung des Ratsschreibers Reinhard Noltz in seinem Tagebuch. Er berichtet über die am 11. Nov. 1502 stattgefundene neue Besetzung des Rates und des Gerichtes und der damit verbundenen Ämterübergabe und schreibt dann, daß nach der Verhandlung mit dem Bischof der Rat mit diesem aus dem Bischofshof herauskam „uf die stege uszurufen die ämpter, so viel sich gebüret und järliches zu erneuern sins rats und gerichts" (Boos a. a. O. III, S. 475). Leider erfahren wir hierbei von damit verbundenen Zeremonien oder solchen bei der Eidesleistung nichts, sogern wir Näheres hierüber wüßten.

[8] Grimm, Weistümer, I, S. 546.

vollzogen wurde, worauf auch der Name „Brauttür" an vielen Kirchen hinweist (Jakobikirche in Rothenburg o. d. T., Lorenzi- und Sebalduskirche in Nürnberg, Martinskirche in Braunschweig). Sie lag zumeist auf der Nordseite der Kirche; doch finden wir sie auch auf der Südseite (so z. B. bei der Frauenkirche in München und am Münster zu Ulm[9]). Wie aus den Synodalbeschlüssen von Würzburg aus dem Jahre 1298 und von Mainz aus dem Jahre 1310 hervorgeht, wurde zu dieser Zeit (und auch noch lange nachher) hier die Ehe geschlossen. Anfänglich geschah dies durch den „Mundwalt", später übernahm der Pfarrer „in facie ecclesiae" dieses Amt. Eine Bamberger Agende vom Ende des 15. Jahrhunderts enthält den „Ritus der Trauung vor der Kirchentür". Im Bistum Augsburg hörte der Brauch der Trauung vor der Kirchentür im Jahre 1612 auf[10]. Nach der Trauung geleitete der Pfarrer in der Stola das neue Paar in die Kirche, wo Brautmesse und Kommunionempfang sich anschlossen[11]. Es war also der Akt der bürgerlichen Eheschließung, wie er heute vor dem Standesbeamten geschieht, der damals vor dem Kirchenportal vollzogen wurde[12].

Keine der verschiedenen für die Entstehung der Wetzrillen vorgebrachten Erklärungs- und Deutungsversuche konnten recht befriedigen. In welcher Richtung sollte aber der Sinn dieser kleinen, vielfach unbeachteten Zeichen gesucht werden? Ein bedeutsamer Hinweis, in welchem Zusammenhang die Lösung der zwar nicht welterschütternden, volkstümlich aber bemerkenswerten Frage gefunden werden konnte, gibt Herbert Meyer in der Abhandlung „Die Eheschließung im Ruodlieb und das Eheschwert"[13]. Er erwähnt hier nämlich die Sitte, bei dem Vermählungsakt das Schwert, das Wahrzeichen der Treue[14], am Sockel des Gerichtspfahles, des Dingwahrzeichens und in verchristlicher Form an den Seitenpfeilern und -mauern der Kirchentüren zu wetzen. „Die Seitenpfeiler vieler Kirchtüren in Deutschland zeigen tiefe Wetzspuren, die auf eine jahrhundertelange Übung schließen lassen, das Schwert an den Pforten des Eingangs zur Kirche zu wetzen ... Die Kirche hat dafür gesorgt, daß der weltliche Vermählungsakt an die Kirchtüre verlegt wurde ... die heidnische Zaubersitte, das Eid- und Eheschwert am heiligen Pfosten zu wetzen, hat auch die Kirche nicht ausrotten können[15]."

Es handelt sich also um einen alten Rechtsbrauch, dem die Wetzrillen an den Kirchenportalen ihre Entstehung verdanken. Während heute allgemein die Sitte des Erhebens der rechten Hand mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger bei der Eidesleistung üblich ist, kannten unsere Vorfahren die Anrührung eines Gegenstandes, „der sich auf die angerufenen Götter und Heiligen ... bezog"[16]. In Skandinavien faßte der Schwörende einen geweihten Ring, der im Tempel aufbewahrt wurde; in der christlichen Zeit schwur man auf das Evangelienbuch oder auf die Reliquien eines Heiligen[17]. Auch auf das Schwert und dessen Knauf wurde der Eid abgelegt[18]. „Im Norden wurde der Eid vor der Kirchentüre auf der Schwelle und, wenn kein Messebuch da war, mit Berührung des Türpfostens geschworen[19]."

[9] Deutsche Gaue, X, 1909, S. 267.

[10] Deutsche Gaue, X, 1909, 267/68.

[11] Wie sich dieser Akt abspielte, zeigt ein Kupferstich des Hans Beham. (1500—1550). Der Geistliche steht unter dem Kirchenportal, angetan mit seiner geistlichen Amtstracht. Vor ihm geben sich die Brautleute die Hand. Sie sind umgeben von Verwandten und Zeugen. Rechts stehen noch vier Paare, die auf die Trauung warten.

[12] Buchberger, Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg i. Br. 1931, Bd. II, Sp. 532/33.

[13] Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 52 (Germanische Abteilung), Weimar 1932, S. 283 u. folg.

[14] Herbert Meyer a. a. O. S. 281.

[15] Herbert Meyer a. a. O. S. 292/93.

[16] Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, Bd. II, S. 545.

[17] F. G. L. Strippelmann, Der Gerichtseid, Cassel 1855, Bd. I, S. 139 u. folg.

[18] Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, Bd. I, S. 229.

[19] Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, Bd. II, S. 557 mit **Belegen**.

Bei der Eheschließung also, die ja — wie oben mitgeteilt — vor dem Kirchenportal stattfand, wurde in christlicher Zeit das Schwertwetzen an den Türgewänden der Kirche vorgenommen, und zwar in Fortsetzung der ursprünglichen Sitte, das Ehe- und Eidesschwert am Stufensockel des Hausgerichts zu wetzen. Aber auch sei sonstigen Rechtshandlungen, bei denen Eidesleistungen vorkamen, vollzog man diese in der oben angedeuteten Form des Schwertwetzens am Kirchenportal, seitdem der Ort des Gerichts wie der Platz der Eheschließung in christlicher Zeit hierher verlegt worden war.

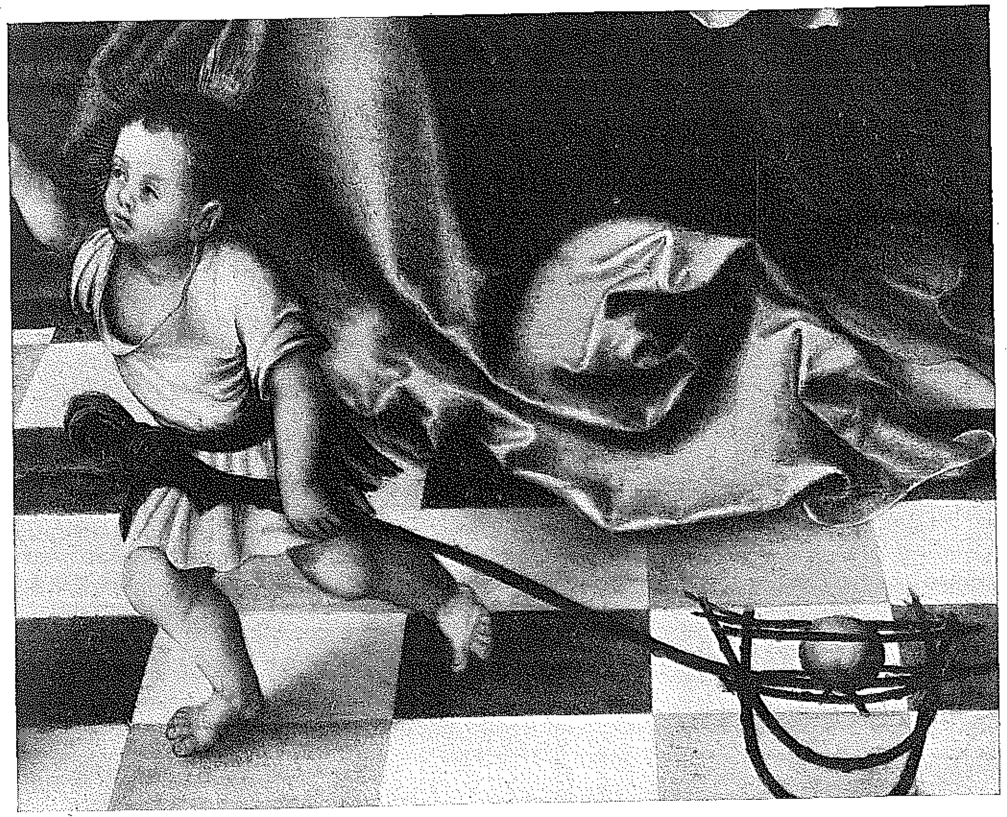
Nach dem oben Mitgeteilten läßt sich nun auch das Vorkommen der Wetzrillen an den verschiedenen Stellen erklären: einmal lag der Ort, an dem Gericht gehalten wurde bzw. die Eheschließung stattfand, vor dem Portal der Stadtkirche (wie z. B. in Frankfurt a. d. O.), ein andermal vor oder neben dem Dom (wie zu Braunschweig und Worms), oder vor dem Eingang zum Kloster (wie in Reinhardsbrunn), oder auch in der Vorhalle (wie in Gotha und im Zyriakusstift in Neuhausen bei Worms), oder an der Kirchhofmauer (wie in Ummerstadt). Weder hat der Teufel als Widersacher Gottes in ohnmächtiger Wut die Wetzrillen mit seinen Krallen eingegraben, noch haben dies „böse Buben" getan, noch verdanken wir ihre Entstehung sonst einem Aberglauben: keiner dieser und anderer Erklärungsversuche treffen zu. Wenn aber der Volksmund sich die Entstehung der Wetzrillen so erzählte, daß die in die Kreuzzüge und Kämpfe ausziehenden Ritter ihre Schwerter an der Mauer der Kirche gewetzt haben, um sie gewissermaßen dadurch zu weihen, so dürfen wir insofern ein Körnchen Wahrheit in dieser Überlieferung erblicken, als das Wissen um das Wetzen des Schwertes sich wohl erhalten hat, nicht aber bei welcher Gelegenheit dies geschah. Das Wetzen des Schwertes bei der Eidesleistung, bei der Gerichtshandlung wie bei der Eheschließung in früherer Zeit wurde vergessen und machte dann einer anderen Auslegung Platz, die allerdings nie recht befriedigen wollte und konnte. Der ursprüngliche Sinn war, wie man dies auch bei anderen Gelegenheiten wahrnehmen kann, im Laufe der Jahrhunderte völlig verlorengegangen.

Die Fundgrube

Schutz für das deutsche Brauchtum. Der Reichsführer ᛋᛋ und Chef der deutschen Polizei ersucht in einem Runderlaß die Polizeibehörden, alle Bemühungen, die auf die Erhaltung und Wiederbelebung völkischer Bräuche hinzielen, wirksam zu unterstützen. Viel gesundes und wertvolles deutsches Brauchtum ist in Vergessenheit geraten, und die noch vorhandenen Schätze an echten alten Sitten und Gebräuchen des Volkes bedürfen deshalb besonderer Pflege. In der Vergangenheit ist zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung oft ohne jede Rücksicht auf die Notwendigkeit der Pflege wertvollen Kulturgutes verfahren worden. So ist die Polizei gegen verschiedene Bräuche, wie das Abschießen von Böllerschüssen in der Neujahrsnacht, das Abrollen brennender Räder zur Sonnenwende, eingeschritten. In Zukunft darf nur eingeschritten werden, wenn schwere Gefahren für die öffentliche Sicherheit oder Ordnung bestehen.

Schlitten im Brauchtum (vgl. Germanien, S. 247, 1937). Ein deutliches Beispiel für die Verwendung des Schlittens im Brauchtum findet sich auf dem Bild des älteren Bruegel „Kampf zwischen Fastnacht und Fasten" (1559); denn während hier die dürre Fasten auf einem Brett mit Rädern sitzend gezogen wird, sieht man den feisten Vertreter der Fastnacht auf einem Fasse, das auf einem flachen Schlitten gezogen wird. Dieser Gegensatz ist ohne

Zweifel von dem Künstler gewollt und beruht, bei der bekannten Genauigkeit Bruegels in volkskundlichen Dingen, auf eigener Anschauung. — Ein ähnliches Schleifen einer Tonne ist das Köpefahren, „Fahren mit einer Kufe", in Lüneburg, das seit 1273 bezeugt ist. (Zeitschr. f. dtsche. Mythologie II, 1855, 288 ff.) Noch weiter zurück führt uns eine Nachricht von dem Stein von Eggjum in Norwegen aus der Zeit um 700. Güntert schreibt darüber (Oberdeutsche Zeitschrift f. Volksk. 8, 1934, 92): „Zu Anfang der Inschrift steht in dunklen Umschreibungen, die beabsichtigt sind, daß der Stein mit Opferblut übergossen und auf den Kufen eines Schlittens zur Bestattungsstelle gefahren worden war." — In Schlesien wurde nach der Ernte der Haferkönig und -königin auf einem Karren oder Eggenschlitten ins Dorf gezogen (Peuckert, Schles. Volkskunde 1928, 73). Im Rheinland setzt man zu Schleckheim den Maibaum auf Trinitatis; die Burschen holen den Gemeindeschlitten aus dem Spritzenhaus und fahren darin durchs Dorf (Weber, Rhein. Maibräuche 1936, 43). Im Saargebiet wurde am Tag vor dem Lehenausrufen der „Trog geschleppt": Burschen schleiften lärmend einen Trog oder Schlitten durch das Dorf. Die heiratsfähigen Mädchen wurden aus den Häusern geholt, auf das Schleppgerät gesetzt und durchs Dorf gezogen. (Fox, Saarl. Volkskunde, 341). Das Kinderspielzeug des „Hasenwagens" kann ich jetzt noch auf einem Bild Cranachs im Städel-Museum in Frankfurt vom Jahre 1509 (Torgauer Altar) nachweisen (siehe Abb.). Damals war dieser Bügelwagen schon ganz in der gleichen Ausführung wie heute bei Kindern in Benutzung. — Im Odenwald sind die beiden Gestalten auf dem kreisenden, geschleiften Rad auch im Kirchweihumzug von Brandau und Gronau früher üblich gewesen, ein Beweis, wie viele Belege urtümlicher Bräuche sich bei genauerer Durchforschung eines Gebietes noch finden lassen. Friedrich Mößinger.



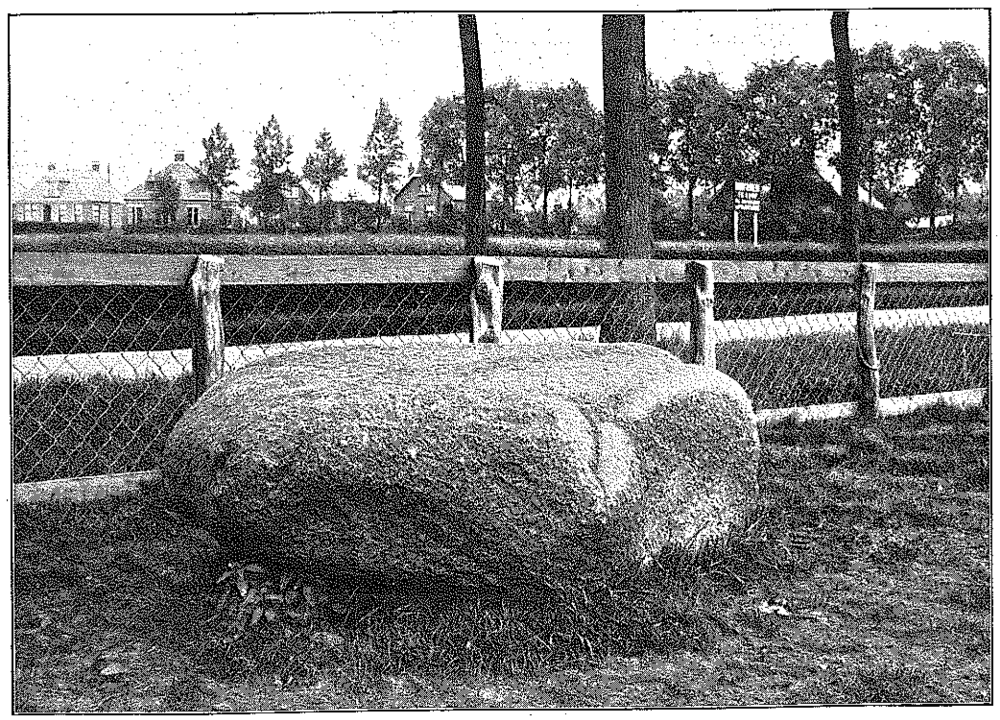
Nachklang germanischer Roßverehrung? Im Jahre 1923 konnte ich im Odenwald eine von Ellenbach berichtete Sage aufzeichnen, die mir — das muß hier betont wer-

den — als Wahrheit erzählt wurde und die mir einige Jahre später auch von anderer Seite in diesem Sinne berichtet wurde. „Ein Mann hatte einen Pferdeschädel auf seinem Boden liegen. Er wußte nicht, wo er herkam. Eines Tages nahm er ihn und begrub ihn. Und da polterte es nachts in seinem Hause. Er grub ihn daraufhin wieder aus, legte ihn wieder auf seinen Boden, und der Lärm hörte auf. Der Bauer hat ihn heute noch auf seinem Boden.“ Nun ist zwar dieses letztere nicht nachgeprüft worden, aber für die Beurteilung der Sache ist dies nicht wichtig, denn eindeutig zeigt die Sage die Bedeutung des Schädels, der, gleich anderen „heiligen“ Dingen (Steinkreuzen, Bildstöcken), spukt und rumort, wenn er von seinem Platz entfernt wird.

Friedrich Mößinger.

Der „Poppestein“ bei Bergum in Niederländisch-Friesland. In seinem Aufsatz „Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins“ (in H. 12, 1937, dieser Zeitschrift, S. 363—66) versucht Hamkens die Deutung des merkwürdigen Namens „Poppostein“ (bei Hilligbeck zwischen Schleswig und Flensburg). Folgender Hinweis vermag vielleicht einiges Licht auf diese Namensangelegenheit zu werfen und die Lösung in eine der von Hamkens aufgewiesenen Richtungen zu weisen.

Etwa in der Mitte der niederländischen Provinz Friesland, hart am Südrand (1,5 m) der Straße, die von Bergum am Suameer westwärts führt, unmittelbar vor dem Tore der Stadt, liegt der sog. „Poppestein“, ein länglicher Granitblock aus rötlichem Gestein, der aller Wahrscheinlichkeit nach der Deckstein eines zerstörten Großsteingrabes ist, worauf schon seine Gesamtgestalt, die Abplattung der Unterseite und seine Größenordnung (2,45×1,80×0,80 m) hinweisen. Die im Auftrage des „Ahnenerbes“ (Prof. Dr. Wirth) im Sommer 1935 mit Unterstützung der niederländischen Herren Popping (Osterwoulde), S. A. v. d. Meulen (Appelscha), W. J. Bellen (Assen), J. B. Fries und Joh. Warners (Bakkeveen) durchgeführte Untersuchung ergab einwandfrei die zweitortige Verlagerung des Blockes beim Straßenbau zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Ursprünglich muß das Megalithgrab nördlich der heutigen Straße gestanden haben, an einer Stelle, wo hinterher und nacheinander eine mittelalterliche Schloßanlage (vgl. Stich dieses Schlosses im Heimatmuseum zu Leeuwarden) und ein Bauernhof aufgeführt wurden. Etwa 200 m nordöstlich des Poppesteines vermochte ich zwei Findlinge aus der Uferböschung zu schälen. Sie wurden nach Aussage ortsansässiger Zeugen vom



Besitzer, dem Bauern de Kroll, aus der ursprünglichen Nachbarschaft des Poppesteins nach dort verbracht. Bei diesen Steinen (Maße 0,90×0,50×0,45 und 0,90 ×0,45×0,40 m) handelt es sich dem Anschein nach um die Stützsteine des abgedeckten Ganges eines megalithischen Ganggrabes. Von der gleichen Größenordnung (0,95×0,85×0,35 m) ist der Sockelfindling in der Südwestecke des Kirchturmes zu Bergum, so daß auch er mit zum Megalithgrab gehört haben dürfte. Bei der völligen Gestörtheit des Geländes war es leider nicht mehr möglich, den ursprünglichen Standort des Großsteingrabes durch Scherbenfunde oder Skelettreste nachzuweisen. Vergleiche mit dem umfangreichen Stoff zur Megalithfrage im Groninger Provinzmuseum sowie Messungen bei einem Dutzend Großsteingräber des Drenther Gebietes lassen kaum einen Zweifel an der Annahme, daß wir in dem „Poppestein“ bei Bergum den Rest eines Großsteingrabes vor uns haben. Dieses Riesensteingrab wird einer der nordwestlichen Vorposten des bekannten Großsteingrabgebietes der Drenther Geest gewesen sein.

Und nun zum Kern der Frage: Dieser „Poppestein“ ist im nordniederländischen Volksglauben der Herkunftsort der Kinder, wie anderswo Quellen und Zäune. Im weiten Umkreis gilt der „Poppestein“ als die Stelle, die man neugierigen Kindern als Antwort auf die Frage nennt, woher die kleinen Kinder kommen. „In mijn jeugd was het antwoord: of de doktor heeft klein broertje gebracht, of de broertjes en zusjes komen van onder den Blauwe Steen, in Bergum speciaal Poppestien genoemd ... door al de eeuwen heen die achter ons liggen, is die meening met ernst aanvaard“, schreibt S. A. v. d. Meulen im „Leeuwarder Nieuwsblad“ vom 18. 7. 1935.

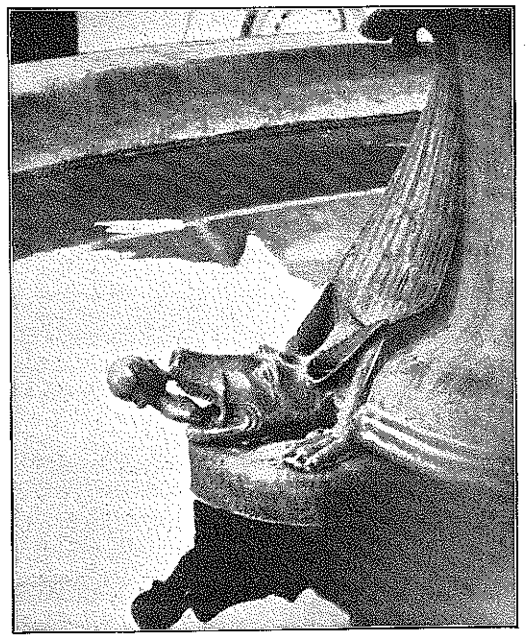
Dieser Befund und seine vergleichende Anwendung weist die Namensdeutung beider „Poppesteine“, des nordniederländischen und des schleswig-holsteinischen, nachdrücklichst auf den von Hamkens herausgestellten Bedeutungszusammenhang von „Poppe“ = „Mädchen“, „Kind“ bzw. „poppen“ = „gebären“, die Geschichte von dem Bischof Poppe aber in den Bereich der bekannten bekehrungszeitlichen Umdeutungsgepflogenheiten. „Kindersteine“ gibt es auch in Frankreich (Bretagne) und anderen Landschaften des Großsteingrabkreises, worauf im Rahmen dieses Ergänzungsbeitrages nicht näher eingegangen werden kann.

August Meier-Böke.

Untier am Marktbrunnen zu Goslar. Der Goslarer Marktbrunnen, dessen stolzer Adler noch heute an die einstmals freie Reichsstadt erinnert, ziert in seinem Beckenteil eine Darstellung, die einen Menschen im Rachen eines Hundes, Wolfes oder überhaupt eines sagenhaften Tieres oder Untieres, das in einer Lilie endet, zeigt.

Diese Darstellung erinnert an so viele ähnliche in der Volkskunde bekannte Darstellungen, auf denen Kinder von einem Unhold aufgefressen werden, oder auf denen ein Mensch von einer Schlange verschlungen wird. Hier handelt es sich um ein Fabelwesen, das als „Untier“ schlechthin nicht zoologischen, sondern mythischen Ursprungs ist. Man hat wohl geglaubt, daß dieses Untier ein „heidnisches“ Wesen darstellen soll und die Verschlingung eines Menschen im Bann des „Heidentums“ zeigt. Aber das ist eine sehr nachträgliche Deutung eines viel älteren mythischen Motivs.

Von besonderer Merkwürdigkeit ist es, daß der im Tierrachen steckende Mensch ohne Arme dargestellt ist. Sollte diese



Darstellung nicht an den Mythos vom armlosen oder einarmigen Menschen im Wolfsrachen erinnern? Andererseits neige ich zu der Vermutung, daß diese Untier-Darstellung sinnbildlich auch an den Fenriswolf erinnert, der die Sonne verschlingt. Falls man den verschlungenen Menschen für ein Mädchen hält, so könnte dies durchaus diesem Mythos entsprechen. Dann würde andererseits vielleicht auch die armlose Dar-

stellung an den wintersonnwendlichen (beide Arme gesenkten) Mythos erinnern.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Anmerkung. Darstellungen dieser Art finden wir an vielen Stellen, so an der Freisinger Säule und auch auf langobardischen Wappenzeichen, auf denen z. T. die Schlange sich um eine Säule windet (Abbildungen im Bilderatlas von H. Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit). Es gibt dort auch Darstellungen, auf denen ein Kind mit erhobenen Armen im Rachen der Schlange ist. Das drängt die Frage auf, ob es sich bei diesen Darstellungen ursprünglich überhaupt um eine Verschlingung handelt, oder vielmehr um ein Hervorgehen aus dem Schlangenrachen, also um eine sinnbildliche Darstellung der Geburt oder der Wiedergeburt. Bezeichnend ist es, daß diese Vorstellung vom Menschen im Rachen des Drachen als geschautes Bild in die Sage übergegangen ist. So wird in der Thidrekssaga erzählt, daß Sintram von Venedig bis unter die Arme von einem Drachen verschlungen worden sei, aus dem ihn Dietrich von Bern wieder befreite. Da die Sagen von der Befreiung aus der Umschlingung oder Verschlingung durch den Drachen mit dem Jahres- und Wiedergeburtsmythos zusammenhängen, in dem auch armlose Gestalten vorkommen, so dürfte auch das Goslarer „Untier" in diese Reihe gehören.

Plaßmann.

Voraussetzungslos. Es wird uns geschrieben: Im Januarheft dieser Zeitschrift (Seite 29) wehrt sich Th. Bieder dagegen, daß das Wort „Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft", das mein Großvater Theodor Mommsen geprägt hat, einseitig ausgenutzt wird und bemerkt mit Recht, daß die gewiß nicht glückliche Wortbildung nur im Sinne „Wahrhaftigkeit" verstanden werden könne. Th. Bieder sagt: „Es wird sich heute schwer ausmachen lassen, welche Gedanken in Mommsen zusammenströmten, als er diesen Ausdruck schuf."

Tatsächlich ist die Entstehungsgeschichte dieses Ausdruckes völlig klar. Er ist im Jahre 1901 entstanden in den Auseinandersetzungen, die an die Schaffung einer Geschichtsprofessur knüpften, die katholisch-kirchlich gebunden sein sollte. Das Wort „voraussetzungslose Wissenschaft" wurde in einem Aufsatz geprägt, der unter dem Titel „Universitätsunterricht und Konfession" sich gegen diese konfessionell gebundene Geschichtsprofessur wehrte. Th. Mommsen deutete dabei das Wort „Voraussetzungslosigkeit" ausdrücklich im Sinne „Wahrhaftigkeit" und wies darauf hin, daß jeder Forscher religiöse, politische und soziale Überzeugungen mitbringe. Er wehrte sich dagegen, daß Lehrstühle geschaffen würden, für deren Besetzung die erste Bedingung der Katholizismus und erst die zweite die Tüchtigkeit sei. Das werde Wahrhaftigkeit und Wissenschaft aufs schwerste gefährden. „Der Konfessionalismus" ist „der Todfeind des Universitätswesens".

Diese Entstehungsgeschichte zeigt, daß in der Tat Bieders Bemerkung: „Eines schickt sich nicht für alle" zutrifft, und daß gerade diejenigen sich nicht auf das Wort „voraussetzungslos" berufen sollten, gegen die es gerichtet war.

Wilhelm Mommsen, Marburg (Lahn).

Lurpfeife. In der Gegend um Bad Pyrmont wird nach einer Mitteilung des Postdirektors a. D. R. König beim Klopfen von Weidenpfeifen ein plattdeutscher Kinderreim gesprochen, dessen eine Variante lautet: Lurpuipen wutt diu ruipen, Sloh dui Kopp un Beune aff, Ollens wat' er anne satt, Kätken läup en Berg rup, Well en bieten Zäppken langen, Os et wier runner kamm, Heer et witte Büxen an." Auffällig ist darin das Vorkommen des Wortes „lur", das nach der geltenden Ansicht dänischen Ursprungs sein soll. Sollte es auch in Deutschland alteinheimisch und wenigstens bei den alten Sachsen gebräuchlich gewesen sein? Wer kann weitere Belege beibringen?

Edmund Weber.

Unsterblichkeitsglaube. Das neuzeitliche Denken ist an solchem Glauben arm, es plagt sich vielmehr mit jener trostlosen Entwertung aller Lebensverhältnisse, die durch den Mortifikationssinn der Mönchszeiten auf die Bahn gebracht worden ist. Seitdem alles wirkliche Leben nur als ein Scheindasein, die ganze reiche Welt als ein höhnischer Sinnentrug und der Mensch in ihr als ein Schattenbildern nachjagender Tor galt, schleicht durch unser ermüdetes Schulgedächtnis dieser feige Selbstverdruß noch immer in allerlei Lehrsprüchlein. E. L. Rochholz. 1867

Die Bücherwaage

Josef Strzygowski, **Morgenrot und Heidnischwerk in der christlichen Kunst.** 122 S., 59 Abb. Kart. 4,50 RM., geb. 5,40 RM. Widukind-Verlag, Berlin-Lichterfelde. Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe".

Das neue Werk Strzygowskis geht den Spuren ältesten Ahnenerbes in der eigenen Heimat nach und entdeckt die weiten Wege, die dieses altnordische Ahnenerbe bis in östliche Länder zurückgelegt hat, um dann doch endlich in der Urheimat auf gleicher rassischer Grundlage eine zweite und fast noch höhere Blüte zu erleben. So erklärt sich die elementare Erscheinung, daß altnordisches Gedankengut, in iranischer Überlieferung gepflegt, bei der Rückkehr in den Norden seine ungebrochene alte Lebenskraft entfaltet. Der gotische und romanische Stil werden so mit allen Nebenerscheinungen als unlösliches Erlebnis der nordischen Urheimat erkannt und erwiesen. Zu dieser Erkenntnis führt die Untersuchung des Morgenrotes in der bildenden Kunst, in der Glaskunst wie in der Malerei. Unter dem Namen „Heidnischwerk" wird die große Menge der Vorstellungen zusammengefaßt, die nach dem Siege des Christentums gewissermaßen als Unterschicht in der bildenden Kunst fortlebten. Das wichtigste Ergebnis von Strzygowskis Arbeit ist dies: der schöpferische Quell aller Kunst ist das im Volkstum gebundene Erleben, nicht der Machtanspruch einer einzelnen Epoche. Plaßmann.

Matthes Ziegler, **Die Frau im Märchen.** 289 S. Brosch. 5,80 RM., Ganzleinen 8,50 RM. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Schriftenreihe „Deutsches Ahnenerbe".

Die Arbeit ist eine mit Sachkenntnis auf Grund einer Fülle von Stoff durchgeführte wissenschaftliche Untersuchung, deren Ergebnis über den Rahmen einer bloßen Motivuntersuchung herausreicht. Von den meisten bisherigen märchenkundlichen Arbeiten unterscheidet sie sich dadurch, daß sie nicht in einseitiger Weise vom Stoff und von der „Fabel" ausgeht, sondern das Märchen als ein von Volk und Rasse untrennbares, unmittelbares Lebenszeugnis herausarbeitet. Die Abgrenzung gegenüber den verwandten Gebieten der Sage und des Mythos ist klar gezogen, ohne daß dadurch, wie sonst fast immer, der innere Zusammenhang zerrissen wird, der diese verschiedenen Äußerungsformen der nordischen Seele miteinander verbindet. Die geistige und seelische Haltung, also die angeborene religiöse Art des deutsch-nordischen Menschen kommt dadurch zum Ausdruck, daß der Märchenbestand der deutsch-nordischen Völker zum zentralen Ausgangspunkt gemacht ist und nicht, wie sonst üblich, in ein vorgefaßtes „ethnographisches" Schema eingezeichnet wird.

Plaßmann.

Otto Huth, **Der Lichterbaum.** Deutsches Ahnenerbe, 2. Abteilung: Fachwissenschaftliche Untersuchungen Band 9, Berlin 1938, Widukind-Verlag Alexander Boß. 60 S., 36 Abb. Geh. 3,20 RM., in Leinen geb. 4,— RM.

Selbstanzeige: Das Buch enthält folgende Abschnitte: Einleitung; Zur Lage der Forschung; Germanisches und Christliches in den Bräuchen der Zwölften; Der Kultbaum des Mittwinterfestes; Baum und Leuchter im kirchlichen Kult des Mittelalters; Der Lichterbaum im Brauchtum indogermanischer Völker; Der Weltbaum im indogermanischen und germanischen Mythos. Man war bisher fast ausnahmslos der Meinung, daß der Weihnachtsbaum erst spät mit Lichtern versehen worden ist. In dieser Abhandlung wird an Hand eines reichen, zum Teil neu beigebrachten Materials, gezeigt, daß der Lichterschmuck vielmehr seit ältester Zeit dem Kultbaum eigentümlich war. Mit ihm wurden außer dem Weihnachtsbaum auch der Maibaum und der Hochzeitsbaum versehen. Sobald die Überlieferungen der anderen indogermanischen Völker berücksichtigt werden (wichtig ist vor allem der slawische Hochzeitsbaum) ergibt sich, daß der kultische Lichterbaum bereits der germanischen Zeit angehört und darüber hinaus bis in die urindogermanische Periode zurückreicht. Der Verfasser ist überzeugt, daß durch seine Arbeit die Auffassung der Geschichte des Lichterbaumes, wie sie vor allem von Otto Lauffer vertreten wurde, widerlegt ist. Eine wesentliche Bestätigung fand seine Auffassung inzwischen durch die Arbeiten von Friedrich Mössinger. Man vergleiche seinen Aufsatz im Maiheft dieser Zeitschrift.

Heinrich Harmjanz, **Volk, Mensch und Ding.** Erkenntniskritische Untersuchungen zur volkskundlichen Begriffsbildung. Königsberg (Pr.), Ost-Europa-Verlag. Kart. 5,80 RM.

Harmjanz gibt eine kritische Übersicht über die wichtigsten Grundgedanken, Hauptbegriffe und Methoden der bisherigen Volkskunde. Er erweist dabei eine erstaunliche Belesenheit und

versucht, die Zusammenhänge der verschiedenen volkskundlichen Theorien mit den philosophischen, psychologischen und soziologischen Gedankenbildungen aufzuzeigen. Dabei ergibt sich manche förderliche Kritik, doch bewegt sich diese Untersuchung in einer Höhenluft, in die zu folgen nicht jedermanns Sache ist. Der positive Teil ist im Verhältnis zum kritischen sehr knapp geraten. Huth.

Heinrich Harmjanz, **Volkskunde und Siedlungsgeschichte Altpreußens.** Berlin 1936, Junker & Dünnhaupt Verlag. Neue deutsche Forschungen, herausgegeben von Günther Ipsen. Bd. 9. 2,80 RM.

Die volkskundliche Erforschung Altpreußens setzt voraus die Klarstellung der Siedlungsgeschichte. Es lassen sich, wie Harmjanz zeigt, sechs Schichten unterscheiden: Ostgermanen, Altpreußen (das sind Angehörige der baltischen Gruppe der Indogermanen), Mittel- und Niederdeutsche, ferner später eingewanderte Litauer und Masovier. Aus dieser Siedlungsgeschichte erklärt sich das verwickelte Bild des preußischen Volkstums. Vor allem in der Volkssprache, in Dorfform, Gehöftanlage und Hausbau lassen sich die Nachwirkungen der verschiedenen Siedlungsschichten aufzeigen. Ostgermanisches Erbe ist die Vorlaube des Hauses. Die altpreußische Sprache starb im 17. Jahrhundert aus, aber zahlreiche Ortsnamen altpreußischer Herkunft sind erhalten. Das altpreußische Haus wurde vom westgermanischen verdrängt; nur die altpreußische Dorfanlage (Haufendorf) läßt sich noch nachweisen. Auch im Brauchtum sind einige altpreußische Überbleibsel erhalten geblieben. Im 2. Teil behandelt Harmjanz die altpreußischen Landschaften, deren Lage und Grenzen er in eingehender Quellenuntersuchung genauer festlegt, als es bisher geschehen ist. Eine angefügte Karte erläutert seine Ergebnisse. Die Arbeit von Harmjanz ist ein wichtiger Beitrag zur Volkskunde des deutschen Ostens. Huth.

Erich Mindt, **„Spiel und Sport als völkisches Erbe".** Deutscher Schriften-Verlag G. m. b. H., Berlin SW 11. 1938.

In einer Reihe von Abschnitten, die einen hübschen Überblick über die Spiel- und Sportarten geben, die als völkisches Erbe anzusehen sind, behandelt Verfasser Wettlauf und Reiten, Ring-, Kegel-, Schleuder- und Schützenspiele. Seine Ausführungen werden durch zahlreiche ausgezeichnete Abbildungen wirkungsvoll belebt. Leider ist der Verfasser jedoch der germanischen Wurzel der einzelnen Spiele nicht so eingehend nachgegangen, wie es heute möglich wäre. Wünschenswert wäre auch ein genauestes Eingehen auf die Frage, wie weit die Turn- und Sportbewegungen unserer Zeit auf das alte Erbe unmittelbar aufbauen oder altes Erbgut neu beleben konnte. Es wäre zu begrüßen, wenn Verfasser bei einer Neuauflage, die dem Buch zu wünschen ist, diese Punkte stärker berücksichtigen würde. Gilbert Trathnigg.

Isabella Papmehl-Rüttenauer, **Das Wort heilig in der deutschen Dichtersprache von Pyra zum jungen Herder.** Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1937. VII, 102 S. 2,80 RM.

Die hübsche Untersuchung leidet vor allem daran, daß die Verfasserin sich die Grundlegung zu einfach werden ließ, und in der zu knappen Geschichte des Wortgebrauches und Wortsinnes vor Pyra das Germanische vollkommen außer acht läßt. Gewiß hat gerade heilig einen großen Bedeutungswandel bei der Christianisierung erlebt, aber wieweit alte Werte auch hier weiterleben, hätte untersucht werden müssen. Eine Reihe von Unsicherheiten und Einseitigkeiten wäre dadurch vermieden worden. Gilbert Trathnigg.

Zeitschriftenschau

Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrg., Nr. 10, 1. April 1938. Paul Kretschmer, **Das Rätsel des Namens Neustria.** Das merowingische Frankenland in Nordgallien war in zwei Hälften geteilt, Austrien und Neustrien. Austria bedeutet Ostland, das Wort gehört zu germ. auster = nhd. Osten. Bisher wurde vergebens versucht, den anderen Namen zu erklären. Man erwartet als Gegenstück zu Austria ein Westria „Westland" und Zeuß hat auch versucht, Neustria aus Wistria herzuleiten, allerdings ohne Zustimmung zu finden. Die Lösung des wortkundlichen Rätsels ergibt sich von selbst, wenn man die ältere Form des Namens Neustria beachtet: sie lautet Neaustria. Daneben lassen sich noch die Formen Niuwistria und Niustria. nachweisen. Neustria bedeutet also Neu-Austrien (vgl. Glotta 1938, S. 207 ff.). — **Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit,** 14. Jahrg., Heft 1, 1938. Schwantes, Kersten, Rothmann, Rust, Jankuhn u. a. berichten über die Fortschritte der vorgeschichtlichen Forschungen in Schleswig-Holstein. — **Die Kunde,** 6. Jahrg., Nr. 2, Februar 1938. Wolfgang Krause, **Zur Frage der Echtheit der Weserrunen.** Gegen die Echtheit der Weserrunen führt Krause drei Gründe an, von denen nur der dritte neu ist, während die anderen beiden, wie er anführt, auch bereits von anderen Forschern vorgebracht wurden. 1. Ist in dem Wort Kunni die n-Rune zweimal gesetzt entgegen der allgemeinen Schreibregel. Die Runendenkmäler im älteren Futhark zeigen durchweg in diesem Falle die einfache Schreibung; Krause stellt 8 Belege dafür zusammen. 2. Die h-Rune ist mit einem Querstrich geschrieben, d. h. in der gotisch-nordischen Form, während die angelsächsischen und die deutschen Runendenkmäler ausnahmslos die Form mit doppeltem Querstrich zeigen. 3. Findet sich auf einem Knochen die ungewöhnliche Namensform uluhari d. i. Wulfhari. Förstemann bringt nun hintereinander die Belege für folgende beide Formen dieses Namens: Woluari und Ulfari. „Die orthographische Eigentümlichkeit des ersten dieser beiden Zeugnisse besteht in dem mittleren — u — für — f —, die des zweiten in Fortfall des anlautenden W —. Vereinigt man diese Eigentümlichkeiten der beiden unmittelbar untereinander stehenden Belege Förstemanns, so gelangt man zu der Form uluhari des Weserknochens. Ist das Zufall? Meldet sich hier nicht viel mehr der Verdacht, daß der Fälscher eben den Förstemann benutzt habe? Es ist zu beachten, daß die Schreibung — u — für — f — wohl in einer mittelalterlichen Handschrift nicht auffällig ist, in einer echten Runeninschrift jedoch durchaus nicht erwartet werden kann. Die ältere runische Überlieferung ist dafür jedenfalls ohne Beispiel" (S. 28 f.). Es war bereits bekannt, daß Krause die Weserrunen für unecht hält; jetzt liegt endlich die Begründung vor. — **Die Kunde,** 6. Jahrg., Nr. 3/4, April 1938. Dieses Heft ist der Königspfalz Werla gewidmet und enthält u. a. eine längere Abhandlung von H. Schroller. — **Mannus,** 30. Jahrg., Heft 1, 1938. G. Müller, **Swebische Gürtel.** Die Ausgrabungen haben ein reiches Material für eine Geschichte der germanischen Bekleidung zutage gebracht, unter dem natürlich die Metallgeräte und unter ihnen die Gürtel einen breiten Platz einnehmen. Müller stellt zusammen, was wir von swebischen Gürteln bisher kennen und unterstützt seine Abhandlungen durch eine Reihe ausgezeichneter Abbildungen. Die Verzierungen zeigen sinnbildliche Formen (vgl. besonders S. 59 ff.). Die Gürtel wurden vor allem von Frauen getragen; es spricht manches dafür, daß die Gürtel Nordwestdeutschlands nicht allgemein getragen wurden, sondern dem Stand der Priesterinnen vorbehalten waren (S. 61 f.). Müller zieht den bekannten Bericht des Strabo über die kimbrischen Priesterinnen heran, die einen „ehernen Gürtel" trugen. — Friedrich Copei, **Frühgeschichtliche Straßen der Senne.** Auf Grund eingehender Untersuchungen kommt Copei zu dem Ergebnis, „daß die bis ins Mittelalter nachweisbaren großen Straßen der Senne vor- und frühgeschichtlichen Straßenzügen entsprechen". Derselbe Nachweis wurde schon für die Wetterau und die hessische Senke geführt. — **Mitteldeutsche Volkheit,** Jahrg. 1937, 1. Heft. Karl Schirwitz, **Vorgeschichtliche Wege im Gebiet des Harzes und seines Vorlandes.** Schirwitz bringt eine Karte der vorgeschichtlichen Wege im Harz und Harzvorland und schildert die Entwicklung des Wegenetzes seit der älteren Steinzeit. Am Ende der Steinzeit ist ein Zustand erreicht worden, der in seinen wesentlichen Zügen bis ins frühe Mittelalter unverändert bleibt. — Paul Grimm, **Stand und Aufgabe der Burgenforschung in Mitteldeutschland.** Für die jüngere Steinzeit sind Burgen bisher in Mitteldeutschland nicht nachgewiesen, „jedoch ist mit ihrer Entdeckung zu rechnen". Die jüngere Bronzezeit ist eine Blütezeit der größeren Volksburgen. Grimm verfolgt die Entwicklung des Burgenbaues bis ins Mittelalter. — **Germanenerbe,** 3. Jahrg., Heft 3, 1938. Hans von Chorus, **Die Beleuchtung im Wohnbau der Vorzeit.** Die neuen Methoden der Vorgeschichtsforschung erlauben es, ein Bild vom Beleuchtungswesen der germanischen Vorzeit zu zeigen. Die neuen Ergebnisse zwingen dazu, endlich mit vielen Vorurteilen zu brechen. Man hat auch hier die germanische Kulturhöhe sehr unterschätzt. Die Bearbeitung dieses Themas ist besonders aufschlußreich, weil sich die engsten Beziehungen zum Kult ergeben und manche Beispiele für das Fortbestehen germanischer Sitten bis in die Gegenwart aufgezeigt werden können. Es ist zu hoffen, daß uns der Verfasser seine fleißige Arbeit bald in Buchform vorlegen kann. — **Rasse,** 5. Jahrg., Heft 3, 1938. Eiđur S. Kvaran, **Die rassischen Bestandteile des isländischen Volkes.** Auf Grund der Messungen von Hannesson in Island und Halvdan Bryn in Norwegen ist es möglich, die rassische Zusammen-

setzung der Bevölkerung Islands mit der Trëndelagens — einer Landschaft des westlichen Norwegen, wo nach dem Landnahmebuch die meisten isländischen Siedler herstammen — durchzuführen. Der Vergleich ist sehr lehrreich, vor allem ergibt es, daß auf Island sich stärkere westische Einschläge finden, die sich aus Zuwanderungen aus Irland und Schottland erklären. — **Germanisch-Romanische Monatsschrift,** 26. Jahrgang, Heft 1/2, Januar/Februar 1938. Georg Keferstein, **Vorklassiker Justus Möser.** Das bisherige Bild Mösers wurde seiner wahren Größe und Bedeutung nicht gerecht; neue Untersuchungen haben hier Wandlung geschaffen. Wir erkennen, „daß Mösers Weltbild, das auch hierin auf die Hochklassik vorausdeutet, heidnisch-antikisch-germanische Elemente eingemischt sind, und das konservative Möserbild, das in Möser den bieder-christlichen Kleinstaatspolitiker und Kleinstaatsideologen sah, wird auch von hier aus eine empfindliche Korrektur erfahren müssen". Mösers Geschichtsphilosophie der Ehre ist als ein germanisch-nordisches Gegenstück zu der christlich gearteten Geschichtsphilosophie Hegels anzusehen (S. 47). Die ausführliche Abhandlung Kefersteins trägt wesentlich dazu bei, zu einem tieferen Verständnis Mösers hinzuführen, der als einer der Gründer der volkskundlichen Wissenschaft gilt. — **Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 15. Jahrg., 3/4, 1937. Hermann Kügler, **Volkskundliches von der 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt Berlin.** Kügler erwähnt, daß nach Forschungen von Adalbert Theel „der Name Berlin als Orts- und Flurname sowie als Personenname besonders häufig in den von Sweben und Burgundern besetzten Gebieten vorkommt ... In den neuen Sitzen der Burgunder am Genfer See und nördlich davon sowie in dem heute französisch sprechenden Teil der Schweiz am Jura gibt es den Namen als Orts- und Personennamen in Formen, die jeden Zweifel über seine Herkunft aus dem Germanischen ausschließen". Karl Kaiser, **Der Osterwolf.** Der Osterwolf ist ein altertümliches Ostergebäck, das nur in Pommern, und zwar auf Rügen und in dem Stralsunder und Greifswalder Gebiet sich findet. Kaiser widmet diesem Kultgebäck eine ausführliche Untersuchung. Für die Sinndeutung ist die Beobachtung wichtig, daß „das vorpommersch-rügische Osterwolfgebiet im Verbreitungsraum der Überlieferungen vom Wolf im Rahmen des Ernteschlußbrauchtums liegt". Es ist kein Zweifel, daß wir es mit einem Kultgebäck zu tun haben, das auf alte mythische Vorstellungen zurückführt. Wenn die bisherigen Erklärungsversuche alle nicht befriedigen können, so liegt das daran, daß das „Gesamtproblem der deutschen Festgebäcke" heute noch nicht genügend geklärt ist. Jede gründliche Einzeluntersuchung, wie die vorliegende, ist als Baustein zu begrüßen. — R. Beltz, **Zum „Goldenen Wagen" von Peckatel.** In einem Hünengrabe bei dem Dorfe Peckatel bei Schwerin fand man im vorigen Jahrhundert einen bronzenen Kesselwagen. In neuerer Zeit ist nun immer wieder davon die Rede, daß sich an diesen Hügel eine Sage geknüpft habe, nach der er einen goldenen Wagen barg. Diese Sage ist aber eine Erdichtung, keine Volkssage, wie Beltz zeigt. — **NS.-Monatshefte,** Heft 95, Februar 1938. Karl Kaiser, **Die kirchliche Überfremdung deutscher Vornamen.** „Unsere Vornamen sind eines der anschaulichsten und eindrucksvollsten Beispiele dafür, wie sich das Auftreten der Kirche in Deutschland ausgewirkt hat und was dies für die Lebensbedingungen des heimischen deutschen Volksgutes bedeutet." An Hand eines reichen Materials mit genauen Nachweisen zeigt Kaiser die allmähliche Verdrängung der germanischen Namen durch Namen fremder Herkunft und den Verfall des germanischen Namenreichtums im Mittelalter. Wenn es auch nicht möglich ist, jeden einzelnen germanischen Namen verstandesmäßig wörtlich zu übersetzen, so ist doch unverkennbar, daß diese Namen einen tiefen Sinn hatten. Der Verfall der eigenwüchsigen Namengebung bedeutet eine Verarmung der Volksseele. Auf die Bedeutung der Namengebung, ihrer Beständigkeit und ihres Wechsels ist in „Germanien" wiederholt hingewiesen worden.

O. Huth.

Wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln. **Goethe**

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Juli Heft 7

Die Detmolder Tagung

„Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" hat ihre diesjährige germanenkundliche Tagung in der Zeit vom 7. bis 10. Juni in Detmold abgehalten. Im festlich geschmückten lippischen Landestheater wurde sie eröffnet. Die Feier war verbunden mit der Eröffnung der Richard-Wagner-Festwoche des Gaues Westfalen-Nord. Die Tagung stand im Zeichen einer Reihe von Vorträgen, die einen Einblick geben sollten in die wissenschaftlichen Bestrebungen des „Ahnenerbes", in ihre wissenschaftlichen Methoden und den Stand der Forschungen. Die Sprecher waren ausschließlich Wissenschaftler, die entweder in das „Ahnenerbe" eingegliedert sind, oder solche, die ihre Forschungen in engem Zusammenhange mit ihm durchführen. Die Höhepunkte der Tagung waren die Vorträge von Dr. J. O. Plaßmann-Berlin und Dr. Herbert Jankuhn-Kiel.

Dr. Plaßmann, der für den leider verhinderten Präsidenten des „Ahnenerbes", ᛋᛋ-Sturmbannführer Prof. Dr. Wüst, eingetreten war, sprach an der altheiligen Stätte der Externsteine. Seine Ausführungen führten einen wesentlichen Schritt weiter auf dem Wege zur Lösung wichtigster Fragen um diese bedeutsame Kultstätte.

In großen Zügen legte Dr. Plaßmann seine außerordentlich bedeutsamen Ergebnisse langjähriger sagenkundlicher Forschungen dar. Er ging aus von der ältesten belegten Namensform, von dem Worte „Agisterstein", das er wissenschaftlich zwingend als „Stein mit der Drachenhöhle" deutete. In Verbindung damit wies er darauf hin, daß sich der Agisterstein in der in Norwegen aufgezeichneten Thidrek-Saga nachweisen läßt, durch die die Sagen um Dietrich von Bern und die Nibelungen in Westfalen örtlich festgelegt werden. Im einzelnen führte der Redner aus:

Auf der Burg Drekanfelis (Drachenfels), die am Ostabhange des Osning liegt, wohnt der Riese Ecke (Agjo), ein Drachendämon, der von Dietrich besiegt wird. Sein Name weist nicht nur auf die älteste Bezeichnung für den Drachen, die auch in dem Worte Agisterstein steckt, hin, sondern auch in dem mythologischen Zusammenhang auf engste Verwandtschaft mit dem namentlich übereinstimmenden nordischen Aegir. Von hier aus läßt sich nun die Übereinstimmung der gesamten Örtlichkeit auch in anderen Drachenkampfsagen nachweisen, besonders in der Wolfdietrichsage, in der das